

Hans  
Georg Ruhe

# Abschied

Ein  
Lesebuch

Kösel

# Abschied

Ein Lesebuch  
Herausgegeben von  
Hans Georg Ruhe

Kösel

## Inhalt

<i>Einleitung</i>	7
<i>Abschiedsritual</i>	9
<i>Abschied und Tod</i>	15
<i>Abschied in Gedichten</i>	23
<i>Erster Abschied: die Geburt</i>	35
<i>Das tägliche Verschwinden</i>	43
<i>Liebesabschied und Liebestod</i>	65
<i>Sterben</i>	83
<i>Der verdrängte Tod</i>	93
<i>Abschied der Zurückbleibenden</i>	107
<i>Der versöhnte Abschied</i>	127
<i>Quellenverzeichnis</i>	140

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

*Abschied*: e. Lesebuch / hrsg. von Hans Georg Ruhe. –  
München: Kösel, 1986.  
ISBN 3-466-36254-7  
NE: Ruhe, Hans Georg [Hrsg.]

ISBN 3-466-36254-7  
© 1986 by Kösel-Verlag GmbH & Co., München  
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten  
Gesamtherstellung: Kösel, Kempten  
Umschlag: Günther Oberhauser, München, unter Verwendung eines  
Fotos von Mauritius, Mittenwald

*Abschied und Abschiednehmen,  
entfernen und fortbleiben,  
beenden und abgeschlossen, trennen,  
loslösen und wenden . . .*

## Einleitung

Scheiden tut weh, so oder so. Menschen trennen sich und kommen zusammen, sehen sich und verlieren sich aus den Augen, wenden sich ab oder neigen einander zu.

Beziehungen sind zärtliche oder haßerfüllte, gleichgültige oder engagierte. Jeder Abschied sagt etwas über die Beziehungen, die wir gehabt haben: zu Personen, Gedanken und Sachen.

Die Situationen und Orte des Abschiednehmens sind der festverbundene Rahmen, den wir arrangierten für das Beenden, der für uns arrangiert wurde.

Schwund: zuerst vergesse ich den Namen, dann das Gesicht, dann verschwinden Situationen und Gespräche, und zum Schluß ist nicht einmal die Erinnerung greifbar.

»Wirklich, ich habe Angst, dein Gesicht zu verlieren. Mühsam buchstabiere ich dich, suche zusammen und will deine Seele finden in mir . . .«

Abschied kennt viele Situationen und Zusammenhänge, kennt viele Begriffe und Vokabeln.

*Der Scheidende ist vom Augenblick des  
Weggehens in einer gefährdeten Lage . . .*

## Abschiedsritual

Haltegriffe für existentielle Situationen sind Riten. Sie entwickelten sich und kleiden, allgemein verständlich, das ein, was individuell bewegt. Sie ebnen ein, was Höhen und Tiefen kennt. Sie entfremden vom eigentlichen Geschehen, lassen aber auch Annäherung zu, weil die Form das Bedrohliche der Situation gemildert hat. Abschied kennt Riten – wie die Begrüßung.

## Salam Aleikum – Ärr Sarchat

Zwei Tuareg, die einander nicht kennen, begrüßen sich bei der Begegnung auf folgende Weise\*: Sie halten an, und die höherrangige Person (Respektsperson RP) streckt dem anderen die Rechte entgegen. Beide reiben die Handinnenflächen in ziehender Bewegung aneinander, wobei die Hand, sobald sich die Fingerspitzen verlassen, beschleunigt nach oben abgezogen wird. Die RP

sagt:	Salam Aleikum!	(Friede sie mit Dir.)
Antwort:	Aleikum Salam!	(Mit Dir sei Friede.)
RP:	Matulit?	(Wie geht's?)
Antwort:	El Cheròs	(Es geht gut.)

Die RP beginnt dann mit der Vorstellung: Ich bin der Sohn des ... und der ... aus dem Stamme der ... Der andere erwidert auf die gleiche Weise. Hierauf werden Neuigkeiten erfragt und ausgetauscht und Erkundigungen nach dem Reiseziel eingeholt. Schließlich wünscht die RP »Ärr Sarchat« (Auf Wiedersehen!) und erhält zur Antwort »Inshallah« (Wenn es Allah so will). Die Formel wird noch einmal mit umgekehrten Rollen wiederholt, dann folgt noch ein Handstreichen, und beide ziehen weiter. Reiten die beiden auf ihren Dromedaren, so bleiben sie die ganze Zeit darauf sitzen. Kennen sie sich allerdings persönlich, dann steigt der Rangniedere ab und gibt der RP die Hand, die wie bei uns gedrückt wird. Daraufhin steigt auch die RP ab. Der andere bereitet Tee oder eine der Tageszeit entsprechende Mahlzeit, während die RP Fragen allgemeiner Art stellt, die der andere, ohne selbst Fragen zu stellen, beantwortet. Die RP wird nach der schon erwähnten Abschiedsformel noch 100 Meter begleitet, und man verabschiedet sich mit Händedruck.

\* Die Angaben verdanke ich meinem Freunde Markus Krebsler.

Wenn ein Masai einen Gast verabschiedet, sagt er: »Leb wohl, bete zu Gott, rede nur mit Dingen, die sicher sind, und triff nur blinde Leute.« Darauf erwidert der Gast: »Gott gebe Dir immer Milch und Honigwein«.

Oft erkundigt man sich anteilnehmend, ob der andere auch gut gegessen habe. So vergaßen die chinesischen Kulis früher nicht zu fragen: »Tsche fan la moa?« (Hast Du Reis gegessen?), »Wünsche wohl gespeist zu haben«, war bei uns üblich.

Die Waikas grüßen mit »Schori« (Schwager). Sie drücken damit ihre Bereitschaft aus, ein Verwandtschaftsverhältnis mit dem Begrüßten einzugehen.

Das Bemerkenswerte an diesen Grußformeln ist die meines Wissens bisher kaum beachtete Tatsache, daß Menschen in bestimmten Situationen einander immer die gleichen Dinge

---

**Abschied** *m*: Das seit *spätmhd.* Zeit bezeugte Substantiv (*spätmhd.* *abeschit*, *-schieit*) gehört zu dem heute nur noch fachsprachlich gebräuchlichen Verb *abscheiden* »entfernen«, *mhd.* *abescheiden* »lostrennen, entfernen; entlassen, verabschieden« (vgl. *scheiden*). Gebräuchlich ist dagegen noch das adjektivisch verwendete zweite Partizip *abgeschieden* »zurückgezogen, einsam, tot«; beachte dazu die *Abgeschiedenen*, verhüllend für »die Toten«, und *Abgeschiedenheit* *w* »Zurückgezogenheit, Einsamkeit«. – Das Substantiv *Abschied* bedeutete früher außer »Weggang, Trennung« und »Entlassung« (beachte z. B. »seinen Abschied nehmen oder erbitten«) auch »Tod« und »[richterliche] Entscheidung, Beschluß«, daher älter *nhd.* *Reichs-*, *Landtagsabschied*.

---

sagen, was angeborene Dispositionen vermuten läßt. Das wird besonders deutlich im Liebesgespräch. Ähnlich wie in ihren Verhaltensweisen benützen Verliebte auch verbal Kindchen- und Betreuungsaufwachen.

Die in den Grüßriten beobachteten Verhaltensweisen tauchen schließlich sehr oft in den religiösen Riten auf. Man verkehrt

mit Geistern und Göttern, als wären diese eine Art Mensch. Man füttert sie mit Reis und anderen Nahrungsmitteln, opfert ihnen Blumen und Wohlgerüche, und man verbeugt sich vor ihnen. Auch spielt in den religiösen Riten vieler Völker das gemeinsame Mahl eine große Rolle. Das letzte Abendmahl Christi stiftete im Abschied symbolisch das Band für die Zukunft.

Überblicken wir die Vielfalt menschlicher Grußgebärden, dann wird doch sehr deutlich, daß sie im Prinzip überall dem gleichen Muster folgen. Das ergibt sich einerseits aus ihrer Aufgabe, Frieden zu stiften, so daß selbst kulturell tradierte Riten Ähnlichkeiten aufweisen. Eine Reihe von Ähnlichkeiten des Prinzips und des formalen Ablaufes sind jedoch vernünftigerweise nur durch die Annahme zu deuten, daß gemeinsame stammesgeschichtliche Anpassungen vorliegen.

*Irenäus Eibl-Eibesfeldt*

### *Abschied gibt es bei Tieren nicht*

Überall ist es die Aufgabe des Grußes, ein Band zu stiften oder zu erhalten und Aggressionen zu beschwichtigen. Man grüßt Bekannte und Freunde, und zwar nicht bloß bei der ersten Begegnung am Tage, sondern oft wiederholt nach kurzfristiger Trennung. Zum Komplex des Grußverhaltens gehört auch der Abschied. Beim Abschiednehmen festigt man wiederum durch freundliche Riten das Band für die Zukunft. Beschwichtigung ist eine weitere Funktion dieses Verhaltens. Der Scheidende ist vom Augenblick des Weggehens an in einer gefährdeten Lage. Er kann seinen Partner nicht im Auge behalten; der könnte ihm zum Beispiel etwas nachwerfen. Wer sich vom Vorgesetzten mit tiefen Bücklingen halb rückwärtsgehend aus dem Zimmer entfernt, zeigt deutlich diese Angstmotivation. Abschied in diesem Sinne gibt es bei Tieren nicht.

*Irenäus Eibl-Eibesfeldt*

“ Sich zu verabschieden heißt auch, in die Zukunft zu schauen, die zwar noch verschlossen ist, die es aber gilt, freundlich zu stimmen. Die Zukunft sind oft die Menschen der Vergangenheit. ”

*Wir wehren uns gegen das Abschiednehmen,  
weil es dem Verlassenwerden so ähnlich zu  
sein scheint.*

## Abschied und Tod

*Keleman* spricht davon, daß jeder Abschied ein kleiner Tod sei und stellt Zusammenhänge zu dem Großen Tod her. Oder – so formuliert es *Tagore*: »Der Tod gehört zum Leben wie die Geburt. Das Gehen vollzieht sich im Heben wie im Aufsetzen des Fußes.«  
Wir leugnen unsere Abschiede, wie wir den Tod leugnen. Wir schaden uns selbst, wenn wir uns abgrenzen und nicht zulassen, was sich in uns und um uns abspielt. Die Riten wurden zu Konventionen, wurden zu Zwangskorsetten. Ängste und Moralvorstellungen begrenzen.  
Wir lassen nicht heraus, was heraus muß, was diese Verkrampfung löst. Wenn wir Teile unseres Lebens leugnen, dann bekräftigen und verstärken wir den Schmerz.



## *Abschied ist ein kleiner Tod*

Wendepunkte sind das Ende des Alten und der Anfang des Neuen. Sie machen bewußt, wie wir Ereignisse beenden; wie wir uns Abschlüsse versagen oder daran teilnehmen. Wir fürchten Abschlüsse und wünschen uns, neue Ereignisse schlummerten weiter unerweckt.

Enden geschieht auf verschiedene Weise. Denk an ein zerbrochenes Ei, das über seine Grenzen schwappt; oder an das hartgekochte Ei, das, sich verfestigend oder erstarrend, sich wie eine Kugel im Raum einkapselt und keine Verbindung mit der Welt hat. Wir können unseren Raum als leer oder dicht, ungefüllt oder überfüllt erleben.

Beenden läßt uns das Unbekannte ins Auge fassen. Abschlüsse zwingen uns, uns auf neue Beziehungen einzulassen, oder bieten uns zumindest eine Gelegenheit dazu. Trauern ist die Folge von Abschied und Beenden. Man könnte Beenden das Füllhorn eines Wendepunktes nennen. Viele Leute sagen: »Dieser Mensch ist unersetzbar für mich.« In Wahrheit zwingt uns Abschiednehmen dazu, anzufangen, uns mehr auf uns selbst zu verlassen, oder gibt uns zumindest eine Gelegenheit dazu.

Doch die Menschen vermeiden Enden. Die Gefühle sind zu unwiderruflich. Enden und Abgeschlossenheit machen Menschen Angst. Statt Enden finden wir Flucht, Rückzug und Rationalisierungen. Ändert nichts an dem Zimmer des Toten. Tut so, als wäre alles beim alten. All die Kleider, all die Bilder, all die kleinen persönlichen Dinge bleiben an Ort und Stelle, als ob sie zum täglichen Gebrauch bereit lägen. Haltet die Gefühle auf demselben Gleichmaß. Vermeidet Einsamkeit. Das ist ein Nicht-Ende. Werde stoisch, realistisch. Oder aber: Der Tote hat nie gelebt, und aller Raum, den er einnahm, wird verleugnet. Ein scharfer Schlußstrich. Die erste Einstellung dehnt die Vergangenheit in alle Ewigkeit aus, die zweite durchtrennt jede Verbindung für immer. In beiden Fällen geschieht nichts Unerwartetes. Das schließt all die Dinge ein,

die wir mit Schuldgefühlen verbinden, die wir gern ändern würden, die uns ängstlich und traurig machen – all die Enttäuschungen, die für all die unverwirklichten Möglichkeiten für besseren Kontakt oder emotionale Erfüllung stehen.

Unbeendete Ereignisse müssen beendet werden, bevor wir den toten Mitmenschen oder das tote Selbst sterben lassen können. Das trifft dann zu, wenn es sich um eine Person handelt, die körperlich schon viele Jahre tot ist. Wir tragen diesen Menschen in uns selbst mit uns herum, unfähig, uns von ihm zu trennen, unwillens, den Leerraum einzunehmen, nicht bereit, einen Kreis zu schließen. Es scheint so, als könnten wir unser eigenes Leben oder das Leben eines anderen verlängern, indem wir uns weigern, die emotionale Beziehung zu verändern.

Beenden ist ein wichtiger Teil des Trauerprozesses. Das Durcharbeiten unserer Abschiede ermöglicht uns, unsere Beziehungen neu zu bestimmen, was tot ist, aufzugeben, anzunehmen, was lebendig ist und voller in der Welt zu stehen, um der neuen Lage zu begegnen. So wie Trauern eine Zeit emotionaler Freiheit darstellt, bieten Abschiede die Möglichkeit für den Ausdruck dieser Freiheit.

Unabgeschlossenheit taucht wieder auf, wenn wir über unsere Beziehungen zu Eltern oder Freunden sprechen, von denen wir durch Entfernung oder Tod getrennt sind, und all die Dinge ausdrücken, die wir sagen oder tun oder nicht sagen oder tun wollten. Zum Beispiel: »Ich kann mich von meinem Vater nicht verabschieden. Ich wollte ihm immer einmal sagen ›Ich hasse dich von ganzem Herzen‹.« Oder: »Ich wollte ihn immer gern wissen lassen, daß ich seinen Zwiespalt verstehe«. Unabgeschlossenheit enthält abgestorbenen Ausdruck, wobei die Konsequenzen des Ausdrucks nicht durchgearbeitet sind – wie zum Beispiel das »Ich hasse dich« noch in der Luft hängt, weil die Verbindung abgebrochen ist.

Wir wehren uns gegen Abschiednehmen, weil es dem Verlassenwerden so ähnlich zu sein scheint. Wir nehmen Intimität so wenig wichtig, daß wir am Ende unseres Lebens nur einer

Handvoll Leuten wirklich nahegekommen sind. Jedermann hält sich an eine für alle Seiten annehmbare, unausgesprochene Übereinkunft, eine gewisse Distanz zu wahren. Wenn diese Grenze überschritten wird, werden Angstgefühle lebendig. Wir bekommen das Gefühl, Gefahr zu laufen, daß wir Kontrolle oder Macht verlieren könnten.

Abschiednehmen, Beenden erscheint uns als ein ähnlicher Verlust von Orientierung oder Kontrolle. Wir erleben uns plötzlich als einen kleinen Fleck in einem unbegrenzten Universum. Intimität kann uns als sicherer Hafen dienen. Abschiednehmen – eine nahe Beziehung verlieren – ruft als Reaktion denselben Verlust von Orientierung hervor wie eine Invasion durch Intimität von außen. Wir haben Angst, loszulassen, durch den unbegrenzten Raum zu treiben, durch unsere Gesellschaft zu treiben, Verbindungen zu verlieren, im sozialen Kosmos uns treiben zu lassen. Wir fürchten den Verlust an Kontakt. Wir haben Angst, bei einer neuen Gelegenheit nicht wieder Nähe erleben zu können.

Ende verstärkt die Vorstellung, daß das Leben eine begrenzte, lineare Verbindung sei, und daß der Abbruch der Verbindung, der Verlust des Kontaktes den Verlust des Lebens bedeute. Mit dem Abschiednehmen fürchten wir, dem Ende unserer begrenzten Existenz nahe zu kommen; wir verlieren unser Selbst in diesem Leben und dann – nichts.

In Wirklichkeit jedoch legen Beendigungen den Grundstein für neue Beziehungen. Die Menschen fürchten Beendigungen, weil sie damit ihre Macht der Welt überlassen müssen. Doch auf der anderen Seite von Beendigungen ist das Tor zu neuer Macht und neuen Beziehungen, zu einer neuen Weise, in der Welt zu sein. Sterben ist eine neue Weise, in der Welt zu sein. Ein Ende gibt den Boden für eine Beziehung zwischen uns und dem Unbekannten.

Ich hatte einen Patienten, der in Deutschland geboren und in Europa aufgewachsen war. Nach dem zweiten Weltkrieg ging er zu C.G. Jung, um an einem bestimmten Problem zu arbeiten. Aber Jung sagte ihm: »Ich kann Sie nicht nehmen; ich

nehme keine Patienten mehr an. Ich bereite mich darauf vor, zu sterben.« Das war ungefähr ein Jahr, bevor Jung starb. Aus dieser Geschichte erkenne ich, daß Jung sein Leben gut kannte. Er brauchte Zeit, um seinen Prozeß ein Ende finden zu lassen. Er verstand es, an seinem Leben teilzunehmen. Er verstand es, sein Ende zu vollziehen, und er durchlebte dieses Ende ganz.

*Stanley Keleman*

Es häufen sich Berichte über die Kunst der Medizin, das Leben zu verlängern. Die Herzchirurgie stößt in neue Bereiche vor, und es ist nur eine Frage der Zeit – so meint man –, bis es auch hier zu künstlichen Implantaten kommen wird.

Vor einiger Zeit ging die Nachricht um von *Barney Clark*, der sich als erster bereit erklärt hatte, sich an eine Herzmaschine anschließen zu lassen. Er wäre, hätte er länger gelebt, angewiesen gewesen auf dieses Monstrum neben seinem Bett. Sein Leben wäre verlängert worden um den Preis, daß er selber zum Maschinenteil degeneriert wäre. Sein Körper, dem doch gedient werden sollte, gab Auskunft über die Funktion der Maschine. Da funktionalisierte sich Leben, diente es zur Abbildung dessen, was ist, verliert seinen Wert als Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Clark konnte dies wohl nur ertragen, sich so einzurichten auf eine Zukunft hin, weil er das Vergangene seines Lebens als nicht lebenswert integrieren wollte, weil er, wie die meisten von uns, nicht gelernt hatte, abzuschließen und sich zu verabschieden von dieser Welt mit den Möglichkeiten, die *ihm* eingeräumt waren.

Vergangenheitsbewältigung ist auch bewußtes Beenden eigenen Lebens, sich verabschieden von Lebensabschnitten und das Hineingehen in eine neue, andere Zeit.

Das Leben des Menschen ist eingebunden in einen Kreislauf – ist ökologisches Leben. Kommen und gehen, wegnehmen und hinzugeben, sorgen und sorgen lassen, geboren und sterben: und wir vergehen nicht.

## Die Stunde der Entscheidung

Auch einige Griechen waren anwesend – sie gehörten zu den Pilgern, die beim Fest Gott anbeten wollten. Sie traten an Philippus heran, der aus Betsaida in Galiläa stammte, und sagten zu ihm: Herr, wir möchten Jesus sehen. Philippus ging und sagte es Andreas; Andreas und Philippus gingen und sagten es Jesus. Jesus aber antwortete ihnen: Die Stunde ist gekommen, daß der Menschensohn verherrlicht wird. Amen,

---

**Abschied**, formeller Abschluß des Staatsdienstverhältnisses unter Beibehaltung von Titel u. Rang; beim Milit. Austritt aus dem Heere nach erfüllter Dienstpflicht od. wegen körperlicher od. moralischer Untüchtigkeit. Bei Offizieren erteilt den A. (Stellung außer Dienst od. zur Disposition) der oberste Kriegsherr auf od. ohne A. gesuch; schlichter A., Straferlassung auf Grund kriegs- od. ehrengerichtlichen Spruchs. – Im ältern Staatsrecht die Urkunde, welche die Mitglieder des Reichstags (Reichs-A., recessus imperii) u. der schweiz. Tagsatzung vor dem Auseinandergehen über ihre Beschlüsse aufsetzten; heute noch in Bayern (Landtags-A.).

---

amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht. Wer an seinem Leben hängt, verliert es, wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben. Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach; und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein. Wenn einer mir dient, wird der Vater ihn ehren.

*Joh 12,20–26*

Abschied ist ein großes Thema: in der Literatur, im Film. Vielleicht weil alle uns schwer erfüllbaren Wünsche in diese eine Situation getragen werden, bezogen auf Menschen und Orte, die so nicht wiederkommen und denen man so nicht mehr begegnet. Indem ich all mein Wünschen und Verlangen, meine Flüche und Verwünschungen hier konzentriere, brauche ich sie im Moment nicht in meinem tatsächlichen Leben zu leben. Ich zehre von der Fiktion, daß es niemals mehr so wird, wie es wahr.

*Humphrey Bogart* und *Ingrid Bergman* in dem Film *Casablanca* (»Ich schau Dir in die Augen, Kleines . . .«): dieser Film kann nur mit einem Abschied enden, weil nur die Unausweichlichkeit des Endes den Mythos zaubert und die Trauer des Zuschauers befördert, mit der er jeden filmischen Abschied feiert.

## Weltende

Es ist ein Weinen in der Welt,  
Als ob der liebe Gott gestorben wär,  
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,  
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen . . .  
Das Leben liegt in aller Herzen  
Wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen . . .  
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,  
An der wir sterben müssen.

*Else Lasker-Schüler*

## Abschied

Abschied ist Tod. Das weiß ein jedes Kind  
Und läßt die Mutter aus dem Haus nicht fort.  
Jemand reist ab. Mein Herz fühlt Meuchelmord.  
So viele weiche Wärme mir entrinnt,

Daß ich wie ein Verblutender verbleiche.  
Mir ist sehr kalt, ich friere tief – adieu!  
Und alles Bleibende tut grausam weh,  
Wie aufgerissene, verletzte Herzensweiche.

Soll ich nachhause gehen, die Papiere  
Am Schreibtisch ordnen, einen Stundenplan  
Entwerfen, weitertun, mein Ziel bejahn?  
Und überwinden, daß ich dich verliere?

*Berthold Viertel*

## Adieu Mädchenlachen!

Sie nehmen Abschied, werden nicht vergessen  
Die Wege, die sie jetzt gehn – Du und Ich,  
Zwei Lächeln nur, mit denen sich  
Apokalyptische Gesichte messen.

O fälschte doch mein sicheres Gesicht!  
Die Furcht läuft in die Zukunft und sieht mutig,  
Da liegst du, abgeküßt und schenkelblutig:  
– Mein Hirn bellt auf – brautnackt im Ampellicht.

Die Schmerzen beißen in das Hirn hinein.  
Was martert, mordet nicht mein wilder Freisinn!  
O meine Mutter, weißhändige Greisin,  
Nimm mich zurück ins Nichtgeborenein!

*Paul Boldt*

## Herbsttag

Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.  
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,  
und auf den Fluren laß die Winde los.

Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;  
gib ihnen noch zwei südlichere Tage,  
dränge sie zur Vollendung hin und jage  
die letzte Süße in den schweren Wein.

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.  
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,  
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben  
und wird in den Alleen hin und her  
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

*Rainer Maria Rilke*

## Abschied

Aber du kamst nie mit dem Abend –  
Ich saß im Sternenmantel.

... Wenn es an mein Haus pochte,  
War es mein eigenes Herz.

Das hängt nun an jedem Türpfosten,  
Auch an deiner Tür;

Zwischen Farren verlöschende Feuerrose  
Im Braun der Guirlande.

Ich färbte dir den Himmel brombeer  
Mit meinem Herzblut.

Aber du kamst nie mit dem Abend –  
... Ich stand in goldenen Schuhen.

*Else Lasker-Schüler*

## Abschied

Es ertrinken die Sterne  
In tiefem Blau.  
Des Morgens Kahn ziehn ferne  
Schimmernde Segel,  
Zeigen uns, wie unergründlich tief  
Die schwindende Nacht ist.

Freund! Gefahr und Weib  
Gilt. Was? Kopf hoch und munter.  
Torheit ist unser Wundern,  
Torheit ist das Verachten.  
Freund!

*Otfried Kryzanowski*

## Rechenstunde

Zwei und zwei sind vier  
Vier und vier sind acht  
Acht und acht sind sechzehn  
Wiederholen! sagt der Lehrer  
Zwei und zwei sind vier  
Vier und vier sind acht  
Acht und acht sind sechzehn  
Aber da fliegt der Wundervogel  
Am Himmel vorbei  
Das Kind sieht ihn  
Das Kind hört ihn  
Das Kind ruft ihn  
Rette mich  
Spiel mit mir  
Vogel  
Da schwebt der Vogel nieder  
Und spielt mit dem Kind  
Zwei und zwei sind vier . . .  
Wiederholen! sagt der Lehrer  
Und das Kind spielt  
Der Vogel spielt mit ihm  
Vier und vier sind acht  
Acht und acht sind sechzehn  
Und wieviel sind sechzehn und sechzehn?  
Sechzehn und sechzehn sind nichts  
Und erst recht nicht zweiunddreißig  
Denn das gibt ja keinen Sinn

Also schwinden sie dahin  
Und das Kind hat den Vogel  
In seinem Pult versteckt  
Und alle Kinder  
Hören sein Lied

Und alle Kinder  
Hören die Musik  
Und nun verschwinden auch die acht und acht  
Und die Vier und Vier und die Zwei und Zwei  
Trollen sich  
Und eins und eins sind weder eins noch zwei  
Eins ums andre ziehn sie ab  
Und der Wundervogel spielt  
Und das Kind singt  
Und der Lehrer schreit:  
Wann hört ihr endlich mit dem Unsinn auf?  
Aber alle Kinder  
Horchen auf die Musik  
Und die Wände des Klassenzimmers  
Sinken friedlich ein  
Und die Fensterscheiben werden wieder Sand  
Die Tinte wird wieder Wasser  
Die Pulte werden wieder Bäume  
Die Kreide wird wieder Felsen  
Der Federhalter wird wieder Vogel.

*Jacques Prévert*



## Neujahrs-Nacht

Diese Nacht ist ein Fluß.  
Mein Bett ist ein Kahn.  
Vom alten Jahr stoße ich ab.  
Am neuen lege ich an.  
Morgen spring ich an Land.  
Dies Land, was ist's für ein Ort?  
Es ist keiner, der's weiß.  
Keiner war vor mir dort.

*Josef Guggenmos*

## abschied

wenn i fort bin  
find'sch mein kaugummi  
unner de dischplatt  
un dei klobrill  
isch nimme verpinkelt

wenn i fort bin  
merk'sch erscht  
was'd an mir  
g'habt hasch

*Harald Hurst*

*Nimm mich wieder auf! Nimm mich zurück.  
Zerdrücke, zerquetsche, zerstöre mich. Aber  
sein will ich . . .*

## Erster Abschied: die Geburt

Vielleicht die Urszene für jeden Abschied unseres Lebens: das Kind muß sich verabschieden aus der Geborgenheit der Mutter, genießt und kämpft, erlebt sich bekämpft, will hinaus und wird herausgedrängt, will zurück und wird zurückgehalten. *Leboyer* phantasiert und beschreibt diese Stunden.

Und *Neruda* verweist wieder auf den Zusammenhang von Leben und Tod, von Begrüßung und Abschied: »Ich werde nicht sterben. Heute an diesem Tag voller Vulkane, ich trete hervor, der Menge entgegen, dem Leben zu.«

## *Der Menge entgegen – dem Leben zu*

Das Leben des Babys im Mutterleib spielt sich in zwei Phasen ab. In zwei Jahreszeiten von gleicher Dauer. Die einander entgegengesetzt sind wie Sommer und Winter.

Die erste ist das »Goldene Zeitalter«.

Als Embryo ist es zunächst eine kleine Pflanze, die wächst und blüht.

Reglos.

Dann wird der Embryo zum Fötus. Die Pflanze wird Tier. Bewegung bemächtigt sich seiner. Zunächst ergreift sie den Rumpf, dann breitet sie sich zur Peripherie hin aus. Erst zuletzt erfaßt sie die Extremitäten.

Der Fötus regt sich also, erfreut sich seiner Glieder. Und seiner Freiheit.

Wirklich, das ist das »Goldene Zeitalter«.

Schwerelos ist er, das Fruchtwasser trägt ihn. Leicht wie ein Vogel, behend und lebhaft wie ein Fisch.

Sein Glück, seine Freiheit sind grenzenlos. Genau wie sein Königreich, dessen Grenzen er nur von Zeit zu Zeit berührt.

Weil in der ersten Hälfte der Schwangerschaft das Ei (die Häute, die den Fötus und das Fruchtwasser enthalten, in dem er schwimmt) tatsächlich schneller wächst als das Kind.

Das Kind mag sich entwickeln, wie es will, sein Reich wächst schneller als es selbst. So daß es niemals Hemmnissen begegnet.

Jawohl, sein Glück ist grenzenlos. Und die Bilder, die man von ihm kennt, zeigen ein völlig entspanntes Gesicht.

Es ist das Bild der Heiterkeit, der Verzückung.

Aber leider...!

Nach der ersten Hälfte der Schwangerschaft ändert sich alles. Bis ins Innerste seiner Höhle wird das Kind vom Gesetz überwacht.

Vom universalen Pendelgesetz, demzufolge alles eines Tages in sein Gegenteil umschlägt.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich das Ei schneller entwickelt

als der Fötus. Das Kind mochte wachsen, wie es wollte, sein Königreich wuchs schneller als es selbst.

In der zweiten Hälfte der Schwangerschaft ist es umgekehrt. Das Kind entwickelt sich und wächst weiterhin rasch. Aber das Ei, in dem es steckt, entwickelt sich im Vergleich dazu gar nicht mehr oder kaum!

Der Leidensweg beginnt.

Es kommt dem Baby so vor, als werde es eingeschlossen. Langsam und heimtückisch zieht sich das Universum ringsum zusammen.

Was Raum ohne Grenzen war, wird ein Raum, der von Tag zu Tag begrenzter wird.

Verschwunden der grenzenlose Ozean glücklicher Kindheitstagen. Verfliegen die absolute Freiheit.

Der unendliche Raum wird enger und enger.

Und eines schönen Tages befindet sich das Kind ... im Gefängnis.

In was für einem Gefängnis!

In einem Kerker, der so eng ist, daß der Körper des Gefangenen die Wände berührt, und zwar alle gleichzeitig. Wände, die immer näher zusammenrücken! So daß eines Tages der Rücken des Kindes und der mütterliche Uterus gleichsam aneinanderkleben.

Das unglückliche Wesen wehrt sich lange dagegen. Es kämpft, protestiert.

Doch wozu?

Unerbittlich schließt sich das Gefängnis und preßt es zusammen.

Ist das Schicksal nicht erbarmungslos?

Das Kind nimmt es auf sich.

Was sollte es sonst tun?

Es krümmt sich, zieht den Kopf ein, macht sich klein.

Vielleicht sagt ihm seine Klugheit, daß nichts ewig währt.

Daß aus dem größten Unglück eines Tages ein noch größeres wird. Daß man geduldig sein Übel auf sich nehmen muß.

Lächelnd trotz aller Widrigkeiten.

Wünschen wir es ihm.

Es wächst im Gefängnis, das sich Tag für Tag zusammenzieht!

Nun rollt das Kind sich zusammen. Duckt sich. Demütigt sich.

Schon vermag es kein größeres Einverständnis, keine größere Unterwürfigkeit mehr zu zeigen, da wird eines Tages sein Unglück noch größer.

Eines Tages wird das Gefängnis lebendig. Nicht damit zufrieden, das Kind zusammenzurollen und zu demütigen, beginnt der Krake es jetzt zu umschlingen, zu zermalmen.

Es unterwirft sich dem Terror.

Die Kontraktion geht vorüber. Sie kehrt wieder. Verschwindet von neuem . . . Jetzt beginnt eine andere. Wieder eine andere . . .

Sie sind nicht stark. Nein. Als ob sie mit ihm spielen wollten.

So daß das Kind sich nach dem ersten Schrecken an sie gewöhnt. Und sie schließlich sogar . . . mag!

In diesem eintönigen Gefängnis wirkt die Kontraktion jetzt wie eine Zerstreuung.

Schließlich wartet es hoffnungsvoll auf sie.

Sie bringt sein Leben in Schwung.

Dieses anfangs erschreckende »Etwas«, das alles durcheinanderbrachte, jetzt sehnt es sich nach ihm.

Wenn die Kontraktion naht, wenn sie es umfängt, umschlingt, läßt es sich gehen. Es dehnt den Rücken. Es schaudert behaglich bei diesem wollüstigen Spiel.

Diese »Liebesgeschichten« dauern einen ganzen Monat. Den letzten Monat der Schwangerschaft, wenn die Kontraktionen einsetzen.

Schmerzlos für die Frau, gewöhnen sie das Kind an die Kontraktionen der Wehen, die zehnmal stärker sein werden.

Im Augenblick sind sie noch Liebkosungen.

. . . Bis zum Tage, an dem . . . wieder einmal, sich alles ändern wird.

Warum hat denn nichts Dauer?

Eines Tages ist das Spiel vorbei.

Die geliebte Woge wird zum Sturm. Die Freundin zur Furie . . .

Dieses Etwas, von dem es umarmt wurde, wird bösartig, wird schlimm.

Dieses Etwas umschlingt das Kind nicht mehr, sondern quetscht es zusammen. Es umarmt nicht mehr, es erstickt. Es liebt es nicht mehr, sondern vertreibt es.

Das freudige Spiel wird haßerfüllt.

Die Wehen haben begonnen . . . Die Geburt wird eingeleitet.

---

**Abschied** m (~ [e]s; -) Trennung; ^ Tod; Verabschiedung (~ nehmen); ~ auf französisch = Fortgehen ohne Verabschiedung; Entlassung (~ erhalten, geben; seinen ~ nehmen); ↓ Schlußvereinbarung; ↓ Urteil; **Abschiedsbesuch** m (~s: ~e); **Abschiedsgesuch** s (~[e]s: ~e) Bitte um Entlassung (~ einreichen).

---

Und jetzt bemächtigt sich des Kindes eine unwiderstehliche, maßlose, wahnwitzige Kraft.

Eine blinde Kraft, die es zusammenpreßt, niederdrückt, nach unten zwingt.

Den Rücken krümmen genügt nicht mehr.

Das zusammengedrückte, erschöpfte Kind macht sich noch kleiner als je zuvor. Kopf und Schultern zieht es ein, es ist ein einziges Häuflein Elend.

Das Gefängnis verliert den Verstand und will den Gefangenen offenbar umbringen. Die Wände ziehen sich noch mehr zusammen. Der Kerker wird zum Tunnel, der Tunnel zum Trichter!

Das Herz schlägt zum Zerspringen, das Kind versinkt in dieser Hölle.

Seine Angst ist namenlos.

Plötzlich aber schlägt sie in Zorn um.

Wahnsinnig vor Wut, geht es gegen die Wand an.  
Es muß hindurch! Es muß sie durchbohren!  
Nur noch Schrecken, nur noch Haß ist es.  
Diese Wand! Diese Wand!  
Es muß hinaus! Notfalls muß es töten . . .  
Diese Kraft, dieses blinde Ungeheuer, die es zusammenquetscht, die es nach draußen drängt,  
diese blinde, stumpfe Wand, die es zurückhält, die es daran hindert, durchzubrechen,  
sind ein und dasselbe: die Mutter! Immer wieder sie!  
Sie vertreibt es.  
Und gleichzeitig hält sie es zurück, hindert es, durchzubrechen!  
Sie ist wahnsinnig! Sie muß man töten. Denn sie stellt sich zwischen das Kind und das Leben.  
In diesem Kampf auf Leben und Tod, in diesem erbarmungslosen Ringen gibt es nur ein Entweder-Oder. Die Mutter oder das Baby . . .  
Das Kind ist wie besessen.  
Trunken vor Angst und Unglück, allein, von allem verlassen, kämpft es mit der Energie der Verzweiflung in vollkommener Finsternis.  
Das Ungeheuer drückt es noch weiter hinab. Raffiniert in seiner Grausamkeit, quetscht es das Kind nicht nur zusammen, sondern dreht es auch noch. Um durch die Meerenge des Beckens zu kommen, beschreibt erst der Kopf, dann der Körper des Fötus eine Schraubenbewegung. Er dreht sich also um sich selbst. Wie in der Kelter.  
Und der Kopf des Babys . . . Dieser Kopf, der die Hauptlast des Kampfes trägt, so daß er beinahe in den Schultern, der Brust verschwindet, wie kommt es, daß er nicht zerspringt?  
Das Kind befindet sich auf dem Gipfel des Unglücks. Die Anstrengung ist zu mächtig . . . Sicher ist sein Ende nahe. Der Tod scheint gewiß . . .  
Daß das Licht um so näher ist, je dichter die Finsternis wird, weiß dieser Märtyrer nicht.

Das Ungeheuer macht sich ein letztes Mal über das Kind her.  
Und da . . .  
Und da explodiert plötzlich alles!  
Das Universum zerspringt.  
Kein Tunnel, kein Gefängnis, kein Ungeheuer mehr.  
Das Kind ist geboren . . .  
Wo sind die Wände hin? Verschwunden, eingestürzt.  
Nichts!  
Die Leere und ihr Grauen.  
Unerträgliche Freiheit!  
Wo bin ich . . .  
Alles preßte, quetschte mich, aber ich besaß Gestalt.  
Mutter, mein verfluchter Kerker, wo bist du?  
Allein bin ich ein bloßes Nichts, ein Taumel.  
Nimm mich wieder auf! Nimm mich zurück. Zerdrücke,  
zerquetsche, zerstöre mich.  
Aber sein will ich.

*Frédéric Leboyer*

*Wir sehen den Verlust nicht, denn die Leere ist  
vollgestopft, ausgefüllt mit Technik,  
Drogen . . . Surrogaten, die uns unsensibel  
werden lassen für das Verschwinden um uns  
herum, für das Verdrängen in uns . . .*

## Das tägliche Verschwinden

Situation und Menschen verschwinden, kehren nicht wieder, sind dahin und verdrängt.  
Was bleibt von unserer Geschichte, von dem Erlittenen und Verlassenen?  
Die Erinnerung ist Maßstab für das Kommende, ist Haltegriff neuer Erfahrungen, weil wir keine anderen haben als die der Vergangenheit.

## Die Auswanderer

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;  
Ich muß euch anschauen immerdar:  
Wie reicht ihr mit geschäftigen Händen  
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken  
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,  
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,  
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,  
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,  
Wie sorgsam stellt ihr Krug und Töpfe  
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf und Krüge,  
Oft an der Heimat Born gefüllt!  
Wenn am Missouri alles schwiege,  
*Sie* malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefasste Quelle,  
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,  
Des Herdes traute Feuerstelle,  
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen  
Des leichten Bretterhauses Wand;  
Bald reicht sie müden, braunen Gästen,  
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,  
Ermattet, von der Jagd bestaubt;  
Nicht mehr von deutscher Rebenlese  
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! Warum zogt ihr von dannen?  
Das Neckartal hat Wein und Korn;  
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,  
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern  
Euch nach der Heimatberge Grün,  
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,  
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage  
Durch eure Träume glänzend wehn!  
Gleich einer stillen, frommen Sage  
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! – Zieht hin in Frieden:  
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!  
Sei Freude eurer Brust beschieden,  
Und euren Feldern Reis und Mais!

*Ferdinand Freiligrath*

“ Abschied kann banal sein.  
Er ist verfügt. Er wird gesehen.  
Und gleichzeitig erlitten: und  
es ist immer der gleiche. ”

### *Der letzte Schultag*

Ein Kloß sitzt mir im Hals. In den Beinen habe ich ein bleiernes Gefühl. Ich parke meinen Wagen vor der Schule. Sie sieht gemütlich aus, fast wie eine Dorfschule. Über dem Eingang als Zeichen ihres höheren Ranges:

Non scholae, sed vitae discimus! Wofür habe ich gelernt, Prüfungen gemacht, Ängste ausgestanden? Um jetzt arbeitslos zu werden?

Heute umringen mich ›meine‹ Kinder – eine 6. Klasse – nicht. Sie sind nicht zu sehen. Im Treppenhaus der Geruch von Staub, Bohnerwachs und Desinfektionsmitteln.

Im Lehrerzimmer wartet der Direktor auf mich. Klein, rotgesichtig, verbindlich, aber nicht mehr kollegial. Ich gehöre schon nicht mehr dazu. Der Direktor hat sich eingesetzt für mich. Er hat Briefe an die Behörde geschrieben voll des Lobes über meine pädagogischen und fachlichen Kenntnisse und Fähigkeiten – bis er erfuhr, daß ich Mitglied in der DKP bin. Da konnte er sich nicht mehr für mich verwenden, weil er aus der »Ostzone« gekommen ist. Da wurden meine pädagogischen und fachlichen Kenntnisse und Fähigkeiten in Frage gestellt durch eine zwar noch nicht begangene, aber doch irgendwann einmal mögliche Verfassungsverletzung. Das reichte.

Er fängt mich gleich an der Tür ab – um mir die peinliche letzte Begegnung mit den Kollegen zu ersparen – und führt mich in ein Nebenzimmer. Die Vorwürfe prasseln auf mich nieder: Ich habe unpädagogisch, verantwortungslos und widerrechtlich gehandelt, als ich am Tag zuvor die Kinder über meine Entlassung informierte. Die Eltern haben ihn angerufen und sich beschwert, daß die Kinder ganz verstört gewesen seien. Zwei Mädchen haben den ganzen Nachmittag geheult. Er habe natürlich die Behörde davon in Kenntnis gesetzt. Behörde, Eltern und Schulleitung untersagen mir, auch noch ein Wort über mein Ausscheiden aus dem Dienst den Kindern gegenüber verlauten zu lassen. Er sei aufgefordert, meine



letzte Stunde an dieser Schule zu beaufsichtigen. Nur wenn ich ihm ehrenwörtlich versichere, mich an die Anweisungen zu halten, könne er gestatten, daß ich die Klasse noch alleine betreue. Ich sichere ihm zu, daß ich nicht über meinen »Fall« sprechen werde. Ich bringe es kaum fertig, mich zu verteidigen, sondern lasse die Entlarvung meines kinderfeindlichen Verhaltens über mich ergehen. Schließlich, ich habe Kinder zum Weinen gebracht. Die Kinder empfangen mich nicht an der Tür. In der Klasse ist es ruhig. Alle sitzen auf ihren Plätzen, gucken Löcher in die Tische. Es werden Geschichten vorgelesen, wie am letzten Schultag vor den Ferien. Nur die Stimmung ist anders. Aber manchmal wird auch gelacht. Das Klingeln fährt mir in alle Glieder. Jetzt ist es aus! Eintragung ins Klassenbuch. Unterschrift. Die Kinder sitzen immer noch auf ihren Plätzen, un schlüssig. Da steht einer auf, geht zum Klassenschrank, holt einen Strauß roter Nelken heraus, kommt zu mir, drückt mir die Hand und sagt: »Wir möchten Ihnen für alles danken und wünschen alles Gute.« Die andern folgen. Einer nach dem andern gibt mir die Hand. Wie bei einer Beerdigung. Wenn die roten Nelken nicht wären.

*Eva Walter*

“ Das uns Umgebende ermöglicht den Kontakt zum Vergangenen und das Erinnerungssuchen. ”

## *Kramen in Fächern*

In gewissen Stunden, da keine Kraft zu einer nützlichen oder erholsamen Beschäftigung aufgebracht wird, fangen manche an, in Fächern, Kisten, Kästen und Truhen zu kramen, sich einbildend, eine lange geduldete Unordnung beenden zu müssen. Sie wissen selber nicht, was ihre Finger treibt, zwischen halbvollen Tablettenröhrchen herumzutasten, zwischen Briefumschlägen, entleert von jeglicher Botschaft, zwischen Büro-

---

**Entfernung** 1. Abstand, Zwischenraum, Kluft, Distanz, Weite, Ferne, 2. Beseitigung, Tilgung, Reinigung, Säuberung, Leerung, Streichung, Annullierung, Aufhebung, Abschaffung, 3. Abreise, *Abschied*, Scheiden, Lebewohl, Abfahrt, Aufbruch, Abzug, Start, Scheiden, Trennung, Ausfahrt, Ausmarsch, Auszug, Abgang, Fortgehen, Weggang, Abmarsch, Ausreise, Einschiffung, Abflug, 4. Auswanderung, Emigration, Abwanderung, 5. Flucht, Ausbruch, 6. Abzug, Räumung, Rückzug, Aufgabe, 7. Auszug, Wegzug, Räumung, Umzug, Wohnungswechsel, Übersiedlung, Umsiedlung, Verlegung, Versetzung, Verschiebung, Veränderung, Ortswechsel, Ortsveränderung, Stellungswechsel, 8. Abtreibung, Abort, Eingriff.

---

klammern, Bleistiftstümpfen, Knöpfen, Schächtelchen, Federn, Rädern, unidentifizierbaren Metallteilchen und Staub. Ist eine Ahnung in ihnen von dem, was sie eigentlich zu finden hoffen, wenn sie mit wachsender Unruhe in den Fächern wühlen? Ihr ausbrechender Eifer, ihre plötzliche Hemmungslosigkeit während des scheinbar sinnlosen Tuns läßt vermuten, sie versuchten aufzustöbern, was sie verloren wissen: die Vergangenheit. Das ist wie ein Kratzen an Gräbern, gegen alle Vernunft, denn immer wieder kommen nur neue Reste zutage. Nichts weiter. Dann die Kapitulation: das Fach wird in den Schrank zurückgeschoben. Es ist vorbei.

*Günter Kunert*

“ Was nehmen wir wahr als Veränderung und als Verlust, was wurde genommen ohne Abschied, was trauern wir nach, weil die Zeit hereinbrach, scheinbar unkontrolliert machtvoll, aber so rational, daß alles andere keinen Platz mehr hat. ”

## Über das Verschwinden und die Un-Wirklichkeit des Krankenhauses

»... So wenig das Individuum in der Gruppe und eine Gesellschaft unter den anderen allein ist, so wenig ist auch der Mensch allein im Universum. Wenn der Regenbogen der menschlichen Kulturen endlich im Abgrund unserer Wut versunken sein wird, dann wird – solange wir leben und solange es eine Welt gibt – jener feine Bogen bleiben, der uns mit den Unzulänglichkeiten verbindet, und uns den Weg zeigen, der aus der Sklaverei herausführt und dessen Betrachtung dem Menschen, auch wenn er ihn nicht einschlägt, die einzige Gnade verschafft, der er würdig zu werden vermag: nämlich den Marsch zu unterbrechen, den Impuls zu zügeln, der ihn dazu drängt, die klaffenden Risse in der Mauer der Notwendigkeiten einen nach dem anderen zuzustopfen und damit sein Werk in demselben Augenblick zu vollenden, da er sein Gefängnis zuschließt...«

Claude Lévi-Strauss, *Traurige Tropen*

### Über das Verschwinden

Alles, was einen Ort im Raum, eine Dauer in der Zeit und eine Bedeutung für Menschen hat, ist »da«. Seine Anwesenheit muß nicht ergriffen werden. Sie »fällt ins Auge« – unmerklich. Die Anwesenheit füllt einen Raum. Ein Volk »bevölkert«, füllt einen Landstrich und eine Epoche, so lange es bedeutungsvoll ist. Bedeutung (*bedüten*), das ist ein Sichzeigen und Bezeichnet-werden, Erkennen und Erkenntwerden. Das Verschwindende wird kleiner, bis es nicht mehr gesehen wird. Das Verlorene hinterläßt einen leeren Raum, der schmerzlich oder auch nur verwundert wahrgenommen wird. Das Verschwindende wird kaum bemerkt. Es ist marginal geworden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Stonequist E. V.: *The marginal man*. New York 1961/2

Seine Abwesenheit wird nur zufällig notiert. Das Verschwinden hat etwas Lautloses. Es geschieht einfach, unversehens. Diejenigen, die man verschwinden läßt, haben nur noch ein Staunen in den Augen, den weitgeöffneten. Mit der Abwesenheit des Verschwundenen läßt sich weiterleben; und wenn man merkt, was alles fehlt, ist man selbst im Verschwinden begriffen.<sup>2</sup> Es sind Arten verschwunden, Menschen, Kulturen. Das Schmerzliche daran sind die Bedingungen, die sie zum Verschwinden gebracht haben, weniger ihre Abwesenheit. Und schmerzlich ist vielleicht auch, wenn sich Verschwundenes als Verlorenes erweist – unwiederbringlich, *unwirklich* geworden.

Es verschwinden nicht nur Menschen, Güter, Werte, es geraten auch Bräuche, Fertigkeiten, Künste in Vergessenheit. So sind uns die Künste der Pflege, der Linderung, der Tröstung abhanden gekommen – wie so viele alte Künste. Unser Brot wird in Großbäckereien gebacken; unsere Kleider – Massenkonfektion. Unsere Schuhe werden von Automaten hergestellt. Das persönliche Tun wird ersetzt – von der Produktion. Die Fabriken und Serienfertigungen sind in jeden Lebensbereich eingedrungen. Sie schwimmen auf, quellen – ein ständig wachsender Auswurf von Produkten, nützlichen und unnötigen. Ein anonymes Wuchern, das jeder Steuerung schon lange entglitten ist. Die *Un-wirklichkeit* großstädtischer Müllhalden, nächtlicher Versicherungshochhäuser, menschenleerer Montagehallen, in denen Automaten dem Impuls aus Mikroprozessoren folgen, ist durch das *Verschwinden* des Menschen gekennzeichnet.

Der Ausstoß der Produktion in Wissenschaft, Forschung, Technik, Ökonomie überschlägt sich. Ein Ergebnis überholt das andere, eine Generation von Produkten löst die andere ab.

<sup>2</sup> Baudrillard, J.: Die Dickleibigkeit als transpolitische Form und Weise des Verschwindens. Symposium: Die Wiederkehr des Körpers. Freie Universität Berlin 30. 3.–4. 4. 1981; erscheint in: Kamper, D., Wulf, Ch.: *Die Wiederkehr des Körpers*. Suhrkamp, Frankfurt 1982

Die Vielzahl der Errungenschaften hält uns in Atem. Wir kommen mit dem Konsumieren nicht nach. Wir haben so viel damit zu tun, das Neue aufzunehmen, daß wir uns mit dem *Verschwinden* nicht befassen können.

Die Wahnsinnigen und die Krüppel sind von den öffentlichen Plätzen verschwunden, die sie im Altertum bevölkerten. Es liegen auch keine Kranken und Siechen mehr vor der Stadt.<sup>3</sup> Man hat – zumindest in unseren Landen – die Elendsviertel zum Verschwinden gebracht, indem man das Elend kasernierte oder Kulissen vor die Szenen schob, die man nicht sehen wollte.<sup>4</sup>

Es gibt zahllose Orte des Verschwindens in dieser Gesellschaft. Der prägnanteste vielleicht ist das Krankenhaus. Andere sind Gefängnisse, Psychiatrien, Altenheime. Eine ganze Generation, die der alten Menschen, ist im Verschwinden,<sup>5</sup> obwohl sie zahlenmäßig zunimmt.

Wir leben in einer Kultur, die mit ihrem Verschwinden rechnet. Durch internationale Konvention legen die Staaten Archive an, in militärfreien Zonen, die von gegnerischen Angriffen ausgespart werden sollen. Das deutsche Archiv befindet sich in den Stollen eines alten Silberbergwerkes im Schwarzwald, in das mit Millionenaufwand deutsches Kulturgut, vornehmlich auf Mikrofilmen archiviert, eingelagert wird, die Werke unserer Dichter und Denker, Fotografien unserer Urkunden und Kunstschätze. Dieses mit dem maka-

<sup>3</sup> *Vööbus, A.*: Einiges über caritative Tätigkeit des syrischen Mönchtums. Pinneberg 1947; *Bolkerstein, H.*: Wohltätigkeit und Armenpflege im vorchristlichen Altertum. Utrecht 1939

<sup>4</sup> *Petzold, H.*: Über die Tragödie und Komödie des menschlichen Lebens. Verlag für Humanistische Psychologie, W. Flach, Frankfurt 1982

<sup>5</sup> *Schenda, R.*: Das Elend der alten Leute. Patmos, Düsseldorf 1972

<sup>6</sup> *Krass, St.*: Im Falle eines Falles – was sich hinter dem Begriff Kulturgutschutz verbirgt. Sendung im Deutschlandfunk vom 17. 2. 1982, 20.15–21.00 Uhr; vgl. ders.: Die Spur von unseren Erdentagen. Medium, Schwerpunktheft Archive, März 3/1982; ders.: Wir Oberrieder – Über Lebensprogramme im Posthistor. Allmende 3/1982; Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten. Hrsg. vom Bundesamt für Zivilschutz, 3. erw. Aufl., Bonn 1979

hren Namen »End-Lagerung« versehene Projekt präfiguriert ein Verschwinden.<sup>6</sup>

Der Stollen im Schwarzwald ist ein unzugänglicher Ort, es werden wenige das Schild mit den blauen Dreiecken zur Kenntnis genommen haben, das vor dem Eingang steht und auf die Möglichkeit des Verschwindens einer Kultur verweist. Aber es gibt andere, sichtbarere Orte des Verschwindens, wo das Wirkliche unwirklich wird und an denen wir blind vorübergehen. Das Verschwundene wird nicht oder nur selten bemerkt: »Es gibt keine Maikäfer mehr.« Verschwundenes bleibt nur noch kurz im Gedächtnis.

### Über die Macht

In dieser Zeit des *Zuwachses* finde ich es faszinierend, sich mit dem *Abnehmen* zu befassen, anstatt dem Zuwachs nachzuhasten, sich dem Verschwinden zuzuwenden, um zu sehen, wie und unter welchen Bedingungen einst Wirkliches *un-wirklich* wird. Es ist beeindruckend zu sehen, was an die Stelle des Verlorenen tritt. Die verlorene Vergangenheit, die »*temps perdu*« wird auf der *individuellen Ebene* durch die Phantasmen der Neurose und der Psychose gefüllt. Auf der *kollektiven Ebene* bringt die verlorene Geschichte, das verlorene Bewußtsein für Geschichte, Trabantenstädte hervor oder Stadtzentren, in denen keine Menschen mehr wohnen,<sup>7</sup> oder (...) den Ort, wo der Sterbende und der Tote aufgebahrt werden. Auch aus den Rechtsverordnungen des Krankenhauswesens ist das Sterben ausgegrenzt. Es hat keinen Ort im Krankenhaus, genausowenig, wie es in unserer Gesellschaft, in unserem Leben einen Ort hat. Der Präzisionsbetrieb einer Maschinenfabrik und der Präzisionsbetrieb eines Krankenhauses haben keinen Platz für Irreparables.

Es ist schlimm, in unvertrauten Häusern leben zu müssen:

<sup>7</sup> *Mitscherlich, A.*: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Suhrkamp, Frankfurt 1976

Gefängnissen, Bunkern, Krankenhäusern. Es haben diese Häuser den Charakter von Kasernen. Sie haben den persönlichen Bezug verloren. Sie werden nicht bewohnt. In ihnen werden Menschen interniert, gefangengesetzt, hospitalisiert, eingepfercht, Kontrolle unterworfen. Sie werden als Einzelwesen bedeutungslos, eine anonyme Masse in Uniformen, Strafanzügen, Flügelhemden. Anstalten haben mit dem Haus nur den Gebäudeaspekt gemein. Ihnen fehlen die persönliche Verbundenheit und Lebendigkeit. Bei den meisten Krankenhäusern ist nichts mehr von dem da, was ein Haus kennzeichnet. Sie sind Kliniken, in denen die Technik, die Anonymität, die Bezuglosigkeit regieren, wo Fälle, nicht Menschen, Krankheiten, nicht Personen, Körper, nicht Leiber liegen – und verschwinden.

Gehen wir also an einen Ort des Verschwindens, ein Großkrankenhaus, eine Universitätsklinik. Wir betreten einen Ort der *Un*-wirklichkeit. Krankenhäuser haben etwas Metallisches. Sie haben wenig gemein mit den Xenodochien des Altertums<sup>8</sup> und den Spitälern des Mittelalters,<sup>9</sup> der Pflege durch Mönche und Nonnen, die Leibsorge und Seelsorge verbanden. Sie haben nichts gemein mit dem Krankenbett, an dem die Mutter wacht, die mit ihrer Sorge, Fürsorge, liebevollen Zuwendung ihren Kranken umgibt. Das Krankenhaus hat etwas Monströses mit seinen zahllosen Zimmern und Gängen, seiner Maschinerie der Abläufe und Funktionen. Die Präzision der Pflegehandlungen klirrt durch die Stationen. Aber wer wird hier gepflegt? Wie wird gepflegt? Die lindernde Hand ist verschwunden und an ihre Stelle ist die medikamentöse Dämpfung getreten, die in ihrer lähmenden Effizienz den individuellen Ausdruck des Leidens verblassen läßt und von

<sup>8</sup> Thoma, H.: Patient und Maschine – Psychische Überwachung und Betreuung des Patienten in der kardiologischen Intensivstation. 11. Jahrestag der Deutschen Gesellschaft für biomedizinische Technik, Ausschuß »Psychohygiene« an der Med. Fakultät der Univ. Wien, Wien 1976

<sup>9</sup> Bolkerstein, op. cit. (3); Meffert, A.: Caritas und Krankenpflege bis zum Ausgang des Mittelalters. Freiburg 1927

Mitleid und Mitleiden als Antwort auf diesen Ausdruck entbindet. Die Delegation der Pflege an die Institution führt zu einer Verwaltung von Schmerz, Angst, Sterben und Tod. Das Krankenhaus ist auf ihre Beseitigung gerichtet. Möglichst kostengünstig. Die Krankheit muß zum Verschwinden gebracht werden. Das ist eine andere Perspektive als einen Menschen zu heilen. Und die Unheilbaren? Die barmherzigen Brüder und Schwestern der Krankenpflegeorden des Mittelalters machten sich anheischig, auch diesen noch Heilung, Heil zu bringen. Aber die Orden und Kongregationen haben Nachwuchssorgen. Sie sterben aus, sind im Verschwinden begriffen, und mit ihnen oder schon vor ihnen haben sich die religiösen Tröstungen verloren. Welcher Geist regiert das Krankenhaus der Neuzeit, das die »Heilig-Geist-Spitäler« abgelöst hat?<sup>10</sup> Der Geist der Rationalität? Der Geist der Ökonomie? Der Geist der Sterilität?

#### Über den »Lauf der Dinge«

Das moderne Krankenhaus ist antiseptisch bis in die Beziehungen, die von der Medikation coupiert werden. Die Kommunikation dreht sich um Symptome, wickelt sich über Pflegehandlungen ab, die in reglementierter Zeit verlaufen. Das »Zeit haben« für den Kranken ist verlorengegangen. Wer sitzt an seinem Bett, hält seine Hand, spricht zu ihm, weilt bei ihm über Stunden und Stunden? Wer teilt seine Zeit, die sich dehnt oder dahinrast?<sup>11</sup> Wer teilt seine Wirklichkeit, die Schmerz und Angst ist und vielleicht Hoffnung? Die Kostüme? Die weißen Kittel?

Die Hetze der Krankenschwestern reibt sich schmerzhaft mit der sich dehrenden Zeit der Leidenden. Die Nachtschwester

<sup>10</sup> Ratzinger, J.: Geschichte der kirchlichen Armenpflege. Freiburg 1884; Reike, S.: Das deutsche Spital und seine Rechte im Mittelalter. 2 Bände, Stuttgart 1932

<sup>11</sup> Reike, op. cit. (9)

»observiert« eine »Gruppe«, eine Station. Was »wachen« ist, bei einem Kranken wachen, fällt dem Vergessen anheim; denn wir haben es den Oszillographen übergeben,<sup>12</sup> den Apparaturen, die in ihrer lebenserhaltenden Präzision monströs wirken – das kommt am krassesten zum Ausdruck, wenn sie Leben erhalten, über Wochen und Monate, das sterben will.<sup>13</sup> Das Diktat der Apparatur macht die subjektive Erlebniswirklichkeit *un-wirklich*. Das Diktat des Reglements macht die Kommunikation zwischen Menschen *un-wirklich*: »Sie können diese Nacht nicht im Krankenhaus bei Ihrem Vater bleiben.« – »Und wenn er stirbt?« – »Das ist ja nicht sicher. Wenn jeder hier bei den Schwerkranken bleiben würde. Wo kämen wir da hin?«

Das Diktat der Ökonomie macht persönliche Bedürfnisse *un-wirklich*: »Wir können Sie erst nach den Feiertagen entlassen.« – »Und meine Kinder?« – »Nein, Sie müssen noch für die Schlußuntersuchung bleiben.«

Ein belegtes Bett ist ein belegtes Bett, ist ein belegtes Bett. Hinter all diesen Gesetzen, Regeln, Zwängen verschwindet der Mensch. Die Macht im Krankenhaus erweist sich – nicht zuletzt bei »lebenswichtigen« Entscheidungen – als unmenschlich. Die Sachzwänge, Funktionszwänge der Technik, der medizinischen Notwendigkeiten, der Konvention, der Normen sind Ausdruck der Macht.

Die hierarchischen Strukturen repräsentieren die Ordnung. Sie sind ein Schutzschild vor der Auflösung. Der Zerfall des Leibes, der Persönlichkeit entfaltet einen beängstigenden Sog für diejenigen, die das Sterben nicht mehr als vertrautes Phänomen kennen. Die hierarchische Struktur – sie ist nur noch in der Armee, in der Justiz, im Strafvollzug in ähnlicher Weise ausgeprägt und festgeschrieben wie im Krankenhaus –

<sup>12</sup> Petzold, H.: *Leibzeit. Ingegrative Therapie*, 2/3 1981. Junfermann, Paderborn

<sup>13</sup> Thoma, H.: *Die Überwachung des beatmeten Patienten durch den Psychologen*. Intern. Fortbildungskurs für klin. Anästhesiologie, Wien 1977, Ausschuß für »Psychohygiene«, Med. Fakultät der Univ. Wien

bietet einen Halt, schafft Grenzen, vermittelt eine Illusion von Macht vor dem Gefühl der Ohnmacht, das uns beim endgültigen Verschwinden eines Menschen beschleicht. Es wird eine Kontrolle des Unkontrollierbaren versucht, eine Kontrolle, die notwendig ist im Dienste des Überlebens. Aber sie degeneriert oft zur Kontrolle der Lebenden, der Kranken wie des Personals. Die festumschriebenen Kompetenzen, die Rollen- und Statussymbole, die Kostüme gewährleisten ein anonymes Funktionieren, ein Räderwerk hierarchisierter Verantwortungen, deren Zuweisungen auf- und abpendeln und kaum greifbar sind. Die Personen verschwinden hinter den Rollen und Kostümen. Sie werden verdinglicht.

Auf dem Operationsplan steht heute ein Ulcus, eine Hüfte, eine ganze Reihe von Krankheiten und Körperteilen. Ein Körper wird auf den Operationstisch gewuchtet. Der Anästhesist hat ihn am Abend vorher gesehen. Er kennt seine Laborwerte, den Zustand seines Funktionierens. Der Chirurg befragt den Körper nicht, den er öffnet. Der Körper bleibt stumm. Die Schreie des Körpers bleiben ungehört.<sup>14</sup> Der Operateur bleibt stumm. Für das Operationsteam bleibt der Körper unpersönlich, anonym. Es kennt den Namen nicht – der steht ja auf dem Krankenblatt. Es kennt die Geschichte nicht. Nichts von den Lebensumständen. Wie könnte man auch, denn es wird ein Körper nach dem anderen zu diesem Tisch transportiert und wegtransportiert, Tag um Tag. Das Fließband der Operationen verdinglicht den Leib zum Körper, den Menschen zum Gegenstand, den Operateur zur Präzisionsmaschine – wehe, wenn ihm ein Fehler unterläuft!

Am Krankenbett werden Fakten abgefragt, Informationen gesammelt und ausgetauscht. Selbst die Frage nach dem Wohlergehen gehört zum Programm. Dreißigmal gestellt, verliert sie den letzten Schimmer von Menschlichkeit. So wird

<sup>14</sup> Illich, I.: *Die Nemesis der Medizin*. Rowohlt, Reinbek 1979; H. Thoma: *Grenzen der biomedizinischen Technik*. Van Swieten-Tagung, Wien 1976, Ausschuß »Psychohygiene« an der Med. Fakultät der Univ. Wien

Dialog verhindert, Kommunikation verdinglicht, Patient und Arzt sind gleichermaßen Opfer. Schwester und Kranker sind in gleicher Weise eingebunden in den »Lauf der Dinge«, der sich in unabänderlicher, exakter Routine vollziehen muß. Karteikarten und Krankenblätter, Kostenabrechnungen und Laborbefunde sind an die Stelle von konkreten Menschen getreten, die hinter den Röntgenbildern verblassen.

Gestern hatte ich noch mit Frau F. gesprochen; heute sehe ich ihre Organe säuberlich herausgelöst in der Pathologie. Man wird den Körper wieder herrichten – für die Angehörigen, die sich um fehlende Organe nicht scheren.

Es ist das Kennzeichen von *Dingen*, daß sie zerschnitten, geteilt, zerstückelt werden können. Der zerstückelte Körper bedeutet das Verschwinden des Menschen, der nur als *ganzer* leben kann.

### Über das Pflegen

Pflegen ist Behutsamkeit, ein In-die-Hand-Nehmen, und nichts kann zerbrechen und fallen. Gepflegt werden ist sich überlassen, sich ergreifen lassen mit allen Strebungen und Zerbrechlichkeiten und wissen, daß man in keinen Abgrund stürzt. Pflege bedeutet gemeint sein, gekannt sein, erfaßt mit allem, was man ist und was man braucht. Es ist eine Intimität, die nicht mehr überboten wird. Es entsteht Zwischenleiblichkeit von Fleisch zu Fleisch in der Pflege der Säuglinge, in der Pflege der Kranken, in der Pflege der Sterbenden.<sup>15</sup> Pflegen, das ist ein Wohlsein, etwas Heiles herstellen, selbst da, wo Pein und Verzweiflung, Zerstörung und Unheil anwesend sind. Es entsteht im Geben und Nehmen, wobei das Empfangen kein Erleiden, kein passives Hinnehmen, sondern aktiver Akt ist. In der Pflege ereignen sich Momente des Überdau-

<sup>15</sup> Petzold, H.: Der Schrei in der Psychotherapie. Trans, Chr. Kaiser, München 1/1982

erns, ist Anwesenheit da, wo die Schatten des Verschwindens drohen.

Pflege ist keine Verrichtung, keine Manipulation, keine Technik. Sie erfordert das Hineinnehmen eines Menschen in einen Innenraum, in die Geborgenheit des Schoßes und des Herzens, die nicht zerbrochen werden kann. In der Pflege verbinden sich Kenntnisse und Erfahrungen, die Kunst der Hände mit der Kunst des Herzens. In diesem Raum, in dieser Zeit, die nicht begrenzt ist, sondern Dauer hat, haben Menschen füreinander Bedeutung, das heißt, sie werden *wirklich*.

Wir haben die Kunst des Pflegens verlernt, diesen behutsamen innigen Umgang, der zum Menschlichsten am Menschen gehört. Die Pflege war keine Kunst von Spezialisten, weisen Männern und Frauen, wie dies seit alters her für die Heilkunst gilt. Die Kunst der Pflege war eine *Allgemeinkunst*, wie das Brotbacken oder das Feuermachen, und wie diese Kunstfertigkeiten ist sie in die Hände von Spezialisten geraten, die wiederum im Sog der Technik verschwinden. Die Kunst der Pflege ist zur Pflorgetechnik degeneriert.

Der *Ort* der Pflege war die Heimstatt. Da, wo man zuhause ist. Das Haus und die Höhle haben gemeinsamen Ursprung. Sie umhüllen und bergen, sind Mutterschoß. Da ist alles vertraut, jede Stufe, jeder Raum, jeder Gegenstand, der Blick aus dem Fenster, das Bett, der Stuhl, der Tisch. Die Pflege fand statt im »Schoß der Familie«, diesem Ort des Anfangs, der Geburt, und des Endes, des Sterbens.

Die *Personen*, die pflegten, waren die Angehörigen, denen man zugehörte. Zumeist war es die Mutter, sie war die Erfahrene; oder die Großmutter, sie war die Kundige. Und die Töchter lernten mit den Verrichtungen die Kunst der Tröstung, der Linderung und der Zartheit, das Mitleiden und Sich-einlassen und Hineinnehmen.

Die *Zeit* der Pflege waren die Nächte, wo das Wachen und die Anwesenheit, die Linderungen und das Betten und auch das Murmeln des Betens jene Wende zu lenken suchten, die über Leben und Tod entschied, die Krisis des zwölften Tages bei

der Lungenentzündung, deren Schrecken durch das Penicillin verschwunden sind. Das leise Gehen durch das Zimmer ist unwirklich geworden; verblaßte Szenen, die bald niemand mehr kennt.

### Epilog

Wir alle wissen, wie in Krankenhäusern gelitten wird; wir alle wissen, wie in Krankenhäusern gestorben wird; wir alle wissen, daß wir von der Technik umgeben unser Leben beginnen und es von Technik umgeben beenden oder nicht beenden dürfen. Und wir schweigen. Wir betreten den tabuierten Bereich lieber nicht und werden so, selbst krank oder alt geworden, Opfer unserer eigenen Verleugnung und Untätigkeit.

Ich gehe durch die Gänge eines Großkrankenhauses, des nachts. Die Stille ist voll unhörbarer Seufzer, voller Weinen, das bis zur äußersten Ruhe gedämpft wurde. Ich verirre mich in den Fluren, Aufzügen, in den Kellerräumen, den Apparaturen, dem Röhrengewirr, in den Eingeweiden eines Körpers auf dem Seziertisch.

Wir haben die Kunst der Pflege verloren. Sie ist verschwunden und hat einen leeren Raum hinterlassen. Aber wir sehen den Verlust nicht, denn die Leere ist vollgestopft, ausgefüllt mit Technik, Drogen . . . Surrogaten, die uns unsensibel werden lassen für das Verschwinden um uns herum, für das Verdrängen in uns. Es gilt jedoch, sensibel zu werden für das, was im Begriff ist, verlorenzugehen. Nur dann werden wir die Chance haben, so in die Bedingungen unseres eigenen Verschwindens einzugreifen, daß wir in ihnen unsere Menschlichkeit und Würde bewahren können.

*Hilarion Petzold*

“ Abschied vollzieht sich im  
Kommen und Gehen, im Trennen  
und wieder Annähern, wie  
Wellen des Meeres, die heran-  
kommen und zurückgehen,  
scheinbar wieder kommen und  
scheinbar wieder gehen, bis  
sich alles beruhigt und ausbleibt.  
Anziehen und abstoßen sind  
Ausdruck von Abschieds-  
schmerz. ”



*Aber so kann ich nicht gehen. Drum laßt mich  
euch noch einmal Gutes nachsagen, damit  
nicht so geschieden wird. Damit nichts  
geschieden wird.*

## Liebesabschied und Liebestod

Abschied, Liebe und Tod gehören zusammen, binden und trennen die jeweils ewigen Themen. Vielleicht weil in der Kombination soviel Tragisches wohnt, an der sich Phantasie entzünden kann, wenn man nicht Beteiligter ist. *Thornton Wilder* schreibt zum Schluß seines Romans »Die Brücke von San Luis Rey«: »Bald aber werden wir alle sterben, und alles Angedenken jener fünf wird dann von der Erde geschwunden sein, und wir selbst werden für eine kleine Weile geliebt und dann vergessen werden. Doch die Liebe wird genug gewesen sein; alle diese Regungen von Liebe kehren zurück zu der einen, die sie entstehen ließ. Nicht einmal eines Erinnerns bedarf die Liebe. Da ist ein Land der Lebenden und ein Land der Toten, und die Brücke zwischen ihnen ist die Liebe – das einzige Bleibende, der einzige Sinn.«  
Wenn wir in unser Leben integrieren, brauchen wir keine Erinnerung. Erinnern ist die Mahnung vor dem Vergessen.

## Von der Liebe ein Lied

Wenn ein Mensch kurze Zeit lebt  
Sagt die Welt, daß er zu früh geht  
Wenn ein Mensch lange Zeit lebt  
Sagt die Welt, es ist Zeit, daß er geht.

Jegliches hat seine Zeit  
Steine sammeln, Steine zerstreuen  
Bäume pflanzen, Bäume abhaun  
Leben und Sterben und Friede und Streit.

Unsre Füße, sie laufen zum Tod  
Er verschlingt uns und wischt sich das Maul  
Unsre Liebe ist stark wie der Tod  
Und er hat uns manch Übels getan.

Meine Freundin ist schön  
Als ich aufstand, ist sie gegangen  
Weckt sie nicht, bis sie sich regt  
Ich hab mich in ihren Schatten gelegt.

*Wolfgang Tilgner*

## *Undine geht*

Ihr Menschen! Ihr Ungeheuer!  
Ihr Ungeheuer mit Namen Hans! Mit diesem Namen, den ich  
nie vergessen kann.  
Immer wenn ich durch die Lichtung kam und die Zweige sich  
öffneten, wenn die Ruten mir das Wasser von den Armen  
schlugen, die Blätter mir die Tropfen von den Haaren leckten,  
traf ich auf einen, der Hans hieß.  
Ja, diese Logik habe ich gelernt, daß einer Hans heißen muß,  
daß ihr alle so heißt, einer wie der andere, aber doch nur einer.  
Immer einer nur ist es, der diesen Namen trägt, den ich nicht  
vergessen kann, und wenn ich euch auch alle vergesse, ganz  
und gar vergesse, wie ich euch ganz geliebt habe. Und wenn  
eure Küsse und euer Samen von den vielen großen Wassern –  
Regen, Flüssen, Meeren – längst abgewaschen und fortge-  
schwemmt sind, dann ist doch der Name noch da, der sich  
fortpflanzt unter Wasser, weil ich nicht aufhören kann, ihn zu  
rufen, Hans, Hans . . .  
Ihr Monstren mit den festen und unruhigen Händen, mit den  
kurzen blassen Nägeln, den zerschürften Nägeln mit schwar-  
zen Rändern, den weißen Manschetten um die Handgelenke,  
den ausgefransten Pullovern, den uniformen grauen Anzügen,  
den groben Lederjacken und den losen Sommerhemden! Aber  
laßt mich genau sein, ihr Ungeheuer, und euch jetzt einmal  
verächtlich machen, denn ich werde nicht wiederkommen,  
euren Winken nicht mehr folgen, keiner Einladung zu einem  
Glas Wein, zu einer Reise, zu einem Theaterbesuch. Ich  
werde nie wiederkommen, nie wieder Ja sagen und Du und Ja.  
All diese Worte wird es nicht mehr geben, und ich sage euch  
vielleicht, warum. Denn ihr kennt doch die Fragen, und sie  
beginnen alle mit »Warum?« Es gibt keine Fragen in meinem  
Leben. Ich liebe das Wasser, seine dichte Durchsichtigkeit,  
das Grün im Wasser und die sprachlosen Geschöpfe (und so  
sprachlos bin auch ich bald!), mein Haar unter ihnen, in ihm,  
dem gerechten Wasser, dem gleichgültigen Spiegel, der es mir

verbietet, euch anders zu sehen. Die nasse Grenze zwischen mir und mir. . .

Ich habe keine Kinder von euch, weil ich keine Fragen gekannt habe, keine Forderung, keine Vorsicht, Absicht, keine Zukunft und nicht wußte, wie man Platz nimmt in einem anderen Leben. Ich habe keinen Unterhalt gebraucht, keine Beteuerung und Versicherung, nur Luft, Nachtluft, Küstenluft, Grenzluft, um immer wieder Atem holen zu können für neue Worte, neue Küsse, für ein unaufhörliches Geständnis: Ja. Ja. Wenn das Geständnis abgelegt war, war ich verurteilt zu lieben; wenn ich eines Tages freikam aus der Liebe, mußte ich zurück ins Wasser gehen, in dieses Element, in dem niemand sich ein Nest baut, sich ein Dach aufzieht über Balken, sich bedeckt mit einer Plane. Nirgendwo sein, nirgendwo bleiben. Tauchen, ruhen, sich ohne Aufwand von Kraft bewegen – und eines Tages sich besinnen, wieder auftauchen, durch eine Lichtung gehen, *ihn* sehen und »Hans« sagen. Mit dem Anfang beginnen.

»Guten Abend.« – »Guten Abend.«

»Wie weit ist es zu dir?« – »Weit ist es, weit.« – »Und weit ist es zu mir.«

Einen Fehler immer wiederholen, den einen machen, mit dem man ausgezeichnet ist. Und was hilft's dann, mit allen Wassern gewaschen zu sein, mit den Wassern der Donau und des Rheins, mit denen des Tiber und des Nils, den hellen Wassern der Eismeere, den tintigen Wassern der Hochsee und der zaubrischen Tümpel? Die heftigen Menschenfrauen schärfen ihre Zungen und blitzen mit den Augen, die sanften Menschenfrauen lassen still ein paar Tränen laufen, die tun auch ihr Werk. Aber die Männer schweigen dazu. Fahren ihren Frauen, ihren Kindern treulich übers Haar, schlagen die Zeitung auf, sehen die Rechnungen durch oder drehen das Radio laut auf und hören doch darüber den Muschelton, die Windfanfare, und dann noch einmal, später, wenn es dunkel ist in den Häusern, erheben sie sich heimlich, öffnen die Tür, lauschen den Gang hinunter, in den Garten, die Alleen hinun-

ter, und nun hören sie es ganz deutlich: Den Schmerzton, den Ruf von weither, die geisterhafte Musik. Komm! Komm! Nur einmal komm!

Ihr Ungeheuer mit euren Frauen!

Hast du nicht gesagt: Es ist die Hölle, und warum ich bei ihr bleibe, das wird keiner verstehen. Hast du nicht gesagt: Meine Frau, ja, sie ist ein wunderbarer Mensch, ja, sie braucht mich, wüßte nicht, wie ohne mich leben –? Hast du's nicht gesagt! Und hast du nicht gelacht und im Übermut gesagt: Niemals schwer nehmen, nie dergleichen schwer nehmen. Hast du nicht gesagt: so soll es immer sein, und das andere soll nicht sein, ist ohne Gültigkeit! Ihr Ungeheuer mit euren Redensarten, die ihr die Redensarten der Frauen sucht, damit euch nichts fehlt, damit die Welt rund ist. Die ihr die Frauen zu euren Geliebten und Frauen macht, Eintagsfrauen, Wochenendfrauen, Lebenslangfrauen und euch zu ihren Männern machen laßt. (Das ist vielleicht ein Erwachen wert!) Ihr mit eurer Eifersucht auf eure Frauen, mit eurer hochmütigen Nachsicht und eurer Tyrannei, eurem Schutzsuchen bei euren Frauen, ihr mit eurem Wirtschaftsgeld und euren gemeinsamen Gutenachtgesprächen, diesen Stärkungen, dem Rechtbehalten gegen draußen, ihr mit euren hilflos gekonnten, hilflos zerstreuten Umarmungen. Das hat mich zum Staunen gebracht, daß ihr euren Frauen Geld gebt zum Einkaufen und für die Kleider und für die Sommerreise, da ladet ihr sie ein (ladet sie ein, zahlt, es versteht sich). Ihr kauft und laßt euch kaufen. Über euch muß ich lachen und staunen, Hans, Hans, über euch kleine Studenten und brave Arbeiter, die ihr euch Frauen nehmt zum Mitarbeiten, da arbeitet ihr beide, jeder wird klüger an einer anderen Fakultät, jeder kommt voran in einer anderen Fabrik, da strengt ihr euch an, legt das Geld zusammen und spannt euch vor die Zukunft. Ja, dazu nehmt ihr euch die Frauen auch, damit ihr die Zukunft erhärtet, damit sie Kinder kriegen, da werdet ihr mild, wenn sie furchtsam und glücklich herumgehen mit den Kindern in ihrem Leib. Oder ihr verbietet euren Frauen, Kinder zu haben, wollt

ungestört sein und hastet ins Alter mit eurer gesparten Jugend. O das wäre ein großes Erwachen wert! Ihr Betrüger und ihr Betrogenen. Versucht das nicht mit mir. Mit mir nicht! Ihr mit euren Musen und Tragtieren und euren gelehrten, verständigen Gefährtinnen, die ihr zum Reden zulaßt... Mein Gelächter hat lang die Wasser bewegt, ein gurgelndes Gelächter, das ihr manchmal nachgeahmt habt mit Schrecken in der Nacht. Denn gewußt habt ihr immer, daß es zum Lachen ist und zum Erschrecken und daß ihr euch genug seid und nie einverstanden wart. Darum ist es besser, nicht aufzustehen in der Nacht, nicht den Gang hinunterzugehen, nicht zu lauschen im Hof, nicht im Garten, denn es wäre nichts als das Eingeständnis, daß man noch mehr als durch alles andere verführbar ist durch einen Schmerzton, den Klang, die Lockung und ihn ersehnt, den großen Verrat. Nie wart ihr mit euch einverstanden. Nie mit euren Häusern, all dem Festgelegten. Über jeden Ziegel, der fortflieg, über jeden Zusammenbruch, der sich ankündigte, wart ihr froh insgeheim. Gern habt ihr gespielt mit dem Gedanken an Fiasko, an Flucht, an Schande, an die Einsamkeit, die euch erlöst hätten von allem Bestehenden. Zu gern habt ihr in Gedanken damit gespielt. Wenn ich kam, wenn ein Windhauch mich ankündigte, dann sprangt ihr auf und wußtet, daß die Stunde nah war, die Schande, die Ausstoßung, das Verderben, das Unverständliche. Ruf zum Ende. Zum Ende. Ihr Ungeheuer, dafür habe ich euch geliebt, daß ihr wußtet, was der Ruf bedeutet, daß ihr euch rufen ließt, daß ihr nie einverstanden wart mit euch selber. Und ich, wann war ich je einverstanden? Wenn ihr allein wart, ganz allein, und wenn eure Gedanken nichts Nützliches dachten, nichts Brauchbares, wenn die Lampe das Zimmer versorgte, die Lichtung entstand, feucht und rauchig der Raum war, wenn ihr so dastandet, verloren, für immer verloren, aus Einsicht verloren, dann war es Zeit für mich. Ich konnte eintreten mit dem Blick, der auffordert: Denk! Sei! Sprich es aus! – Ich habe euch nie verstanden, während ihr euch von jedem Dritten verstanden wußtet. Ich habe gesagt: Ich verstehe dich

nicht, verstehe nicht, kann nicht verstehen! Das währte eine herrliche und große Weile lang, daß ihr nicht verstanden wurdet und selbst nicht verstandet, nicht warum dies und das, warum Grenzen und Politik und Zeitungen und Banken und Börse und Handel und dies immerfort.

Denn ich habe die feine Politik verstanden, eure Ideen, eure Gesinnungen, Meinungen, die habe ich sehr wohl verstanden und noch etwas mehr. Eben darum verstand ich nicht. Ich habe die Konferenzen so vollkommen verstanden, eure Drohungen, Beweisführungen, Verschanzungen, daß sie nicht mehr zu verstehen waren. Und das war es ja, was euch bewegte, die Unverständlichkeit all dessen. Denn das war eure wirkliche große verborgene Idee von der Welt, und ich habe eure große Idee hervorgezaubert aus euch, eure unpraktische Idee, in der Zeit und Tod erschienen und flammten, alles niederbrannten, die Ordnung, von Verbrechen bemäntelt, die Nacht, zum Schlaf mißbraucht. Eure Frauen, krank von eurer Gegenwart, eure Kinder, von euch zur Zukunft verdammt, die haben euch nicht den Tod gelehrt, sondern nur beigebracht kleinweise. Aber ich habe euch mit einem Blick gelehrt, wenn alles vollkommen, hell und rasend war – ich habe euch gesagt: Es ist der Tod darin. Und: Es ist die Zeit daran. Und zugleich: Geh, Tod! Und: Steh still, Zeit! Das habe ich euch gesagt. Und du hast geredet, mein Geliebter, mit einer verlangsamten Stimme, vollkommen wahr und gerettet, von allem dazwischen frei, hast deinen traurigen Geist hervorgekehrt, den traurigen, großen, der wie der Geist aller Männer ist und von der Art, die zu keinem Gebrauch bestimmt ist. Weil ich zu keinem Gebrauch bestimmt bin und ihr euch nicht zu einem Gebrauch bestimmt wußtet, war alles gut zwischen uns. Wir liebten einander. Wir waren vom gleichen Geist.

Ich habe einen Mann gekannt, der heißt Hans, und er war anders als alle anderen. Noch einen kannte ich, der war auch anders als alle anderen. Dann einen, der war ganz anders als alle anderen und er hieß Hans, ich liebte ihn. In der Lichtung traf ich ihn, und wir gingen so fort, ohne Richtung, im

Donauland war es, er fuhr mit mir Riesenrad, im Schwarzwald war es, unter Platanen auf den großen Boulevards, er trank mit mir Pernod. Ich liebte ihn. Wir standen auf einem Nordbahnhof, und der Zug ging vor Mitternacht. Ich winkte nicht; ich machte mit der Hand ein Zeichen für Ende. Für das Ende, das kein Ende findet. Es war nie zu Ende. Man soll ruhig das Zeichen machen. Es ist kein trauriges Zeichen, es umflort die Bahnhöfe und Fernstraßen nicht, weniger als das täuschende Winken, mit dem so viel zu Ende geht. Geh, Tod, und steh still, Zeit. Keinen Zauber nutzen, keine Tränen, kein Händeverschlingen, keine Schwüre, Bitten. Nichts von alledem. Das Gebot ist: Sich verlassen, daß Augen den Augen genügen, daß ein Grün genügt, daß das Leichteste genügt. So dem Gesetz gehorchen und keinem Gefühl. So der Einsamkeit gehorchen. Einsamkeit, in die mir keiner folgt.

Verstehst du es wohl? Deine Einsamkeit werde ich nie teilen, weil da die meine ist, von länger her, noch lange hin. Ich bin nicht gemacht, um eure Sorgen zu teilen. Diese Sorgen nicht! Wie könnte ich sie je anerkennen, ohne mein Gesetz zu verraten? Wie könnte ich je an die Wichtigkeit eurer Verstrickungen glauben? Wie euch glauben, solange ich euch wirklich glaube, ganz und gar glaube, daß ihr mehr seid als eure schwachen, eitlen Äußerungen, eure schäbigen Handlungen, eure törichten Verdächtigungen. Ich habe immer geglaubt, daß ihr mehr seid, Ritter, Abgott, von einer Seele nicht weit, der allerköniglichsten Namen würdig. Wenn dir nichts mehr einfiel zu deinem Leben, dann hast du ganz wahr geredet, aber auch nur dann. Dann sind alle Wasser über die Ufer getreten, die Flüsse haben sich erhoben, die Seerosen sind gleich hundertweis erblüht und ertrunken, und das Meer war ein machtvoller Seufzer, es schlug, schlug und rannte und rollte gegen die Erde an, daß seine Lefzen trieften von weißem Schaum.

Verräter! Wenn euch nichts mehr half, dann half die Schmähung. Dann wußtet ihr plötzlich, was euch an mir verdächtig war, Wasser und Schleier und was sich nicht festlegen läßt.

Dann war ich plötzlich eine Gefahr, die ihr noch rechtzeitig erkanntet, und verwünscht war ich und bereut war alles im Handumdrehen. Bereut habt ihr auf den Kirchenbänken, vor euren Frauen, euren Kindern, eurer Öffentlichkeit. Vor euren großen großen Instanzen wart ihr so tapfer, mich zu bereuen und all das zu befestigen, was in euch unsicher geworden war. Ihr wart in Sicherheit. Ihr habt die Altäre rasch aufgerichtet und mich zum Opfer gebracht. Hat mein Blut geschmeckt? Hat es ein wenig nach dem Blut der Hindin geschmeckt und nach dem Blut des weißen Wales? Nach deren Sprachlosigkeit?

Wohl euch! Ihr werdet viel geliebt, und es wird euch viel verziehen. Doch vergeßt nicht, daß ihr mich gerufen habt in die Welt, daß euch geträumt hat von mir, der anderen, dem anderen, von eurem Geist und nicht von eurer Gestalt, der Unbekannten, die auf euren Hochzeiten den Klageruf anstimmt, auf nassen Füßen kommt und von deren Kuß ihr zu sterben fürchtet, so wie ihr zu sterben wünscht und nie mehr sterbt: ordnungslos, hingerissen und von höchster Vernunft. – Warum sollt ich's nicht aussprechen, euch verächtlich machen, ehe ich gehe. – Ich gehe ja schon.

Denn ich habe euch noch einmal wiedergesehen, in einer Sprache reden gehört, die ihr mit mir nicht reden sollt. Mein Gedächtnis ist unmenschlich. An alles habe ich denken müssen, an jeden Verrat und jede Niedrigkeit. An denselben Orten habe ich euch wiedergesehen; da schienen mir Schandorte zu sein, wo einmal helle Orte waren. Was habt ihr getan! Still war ich, kein Wort habe ich gesagt. Ihr sollt es euch selber sagen. Eine Handvoll Wasser habe ich über die Orte gesprengt, damit sie grünen mögen wie Gräber. Damit sie zuletzt hell bleiben mögen.

Aber so kann ich nicht gehen. Drum laßt mich euch noch einmal Gutes nachsagen, damit nicht so geschieden wird. Damit nichts geschieden wird.

Gut war trotzdem euer Reden, euer Umherirren, euer Eifer und euer Verzicht auf die ganze Wahrheit, damit die halbe

gesagt wird, damit Licht auf die eine Hälfte der Welt fällt, die ihr grade noch wahrnehmen könnt in eurem Eifer. So mutig wart ihr und mutig gegen die anderen – und feig natürlich auch und oft mutig, damit ihr nicht feige erscheint. Wenn ihr das Unheil von dem Streit kommen saht, strittet ihr dennoch weiter und beharrtet auf eurem Wort, obwohl euch kein Gewinn davon wurde. Gegen ein Eigentum und für ein Eigentum habt ihr gestritten, für die Gewaltlosigkeit und für die Waffen, für das Neue und für das Alte, für die Flüsse und für die Flußregulierung, für den Schwur und gegen das Schwören. Und wißt doch, daß ihr gegen euer Schweigen eifert und eifert trotzdem weiter. Das ist vielleicht zu loben.

In euren schwerfälligen Körpern ist eure Zartheit zu loben. Etwas so besonders Zartes erscheint, wenn ihr einen Gefallen erweist, etwas Mildes tut. Viel zarter als alles Zarte von euren Frauen ist eure Zartheit, wenn ihr euer Wort gebt oder jemand anhört und versteht. Eure schweren Körper sitzen da, aber ihr seid ganz schwerelos, und eine Traurigkeit, ein Lächeln von euch können so sein, daß selbst der bodenlose Verdacht eurer Freunde einen Augenblick lang ohne Nahrung ist.

Zu loben sind eure Hände, wenn ihr zerbrechliche Dinge in die Hand nehmt, sie schont und zu erhalten wißt, und wenn ihr die Lasten tragt und das Schwere aus einem Weg räumt. Und gut ist es, wenn ihr die Körper der Menschen und der Tiere behandelt und ganz vorsichtig einen Schmerz aus der Welt schafft. So Begrenztes kommt von euren Händen, aber manches Gute, das für euch einsteht wird.

Zu bewundern ist auch, wenn ihr euch über Motoren und Maschinen beugt, sie macht und versteht und erklärt, bis vor lauter Erklärungen wieder ein Geheimnis daraus geworden ist. Hast du nicht gesagt, es sei dieses Prinzip und jene Kraft? War das nicht gut und schön gesagt? Nie wird jemand wieder so sprechen können von den Strömen und Kräften, den Magneten und Mechaniken und von den Kernen aller Dinge. Nie wird jemand wieder so sprechen von den Elementen, vom Universum und allen Gestirnen. – Nie hat jemand so von der Erde

gesprochen, von ihrer Gestalt, ihren Zeitaltern. In deinen Reden war alles so deutlich: die Kristalle, die Vulkane und Aschen, das Eis und die Innenglut. – So hat niemand von den Menschen gesprochen, von den Bedingungen, unter denen sie leben, von ihren Hörigkeiten, Gütern, Ideen, von den Menschen auf dieser Erde, auf einer früheren und einer künftigen Erde. Es war recht, so zu sprechen und so viel zu bedenken.

Nie war so viel Zauber über den Gegenständen, wie wenn du geredet hast, und nie waren Worte so überlegen. Auch aufbegehren konnte die Sprache durch dich, irre werden oder mächtig werden. Alles hast du mit den Worten und Sätzen gemacht, hast dich verständigt mit ihnen oder hast sie gewandelt, hast etwas neu benannt; und die Gegenstände, die weder die geraden noch die ungeraden Worte verstehen, bewegten sich beinahe davon.

Ach, so gut spielen konnte niemand, ihr Ungeheuer! Alle Spiele habt ihr erfunden, Zahlenspiele und Wortspiele, Traumspiele und Liebesspiele.

Nie hat jemand so von sich selber gesprochen. Beinahe wahr. Beinahe mörderisch wahr. Übers Wasser gebeugt, beinahe aufgegeben. Die Welt ist schon finster, und ich kann die Muschelkette nicht anlegen. Keine Lichtung wird sein. Du anders als die anderen. Ich bin unter Wasser. Bin unter Wasser.

Und nun geht einer oben und haßt Wasser und haßt Grün und versteht nicht, wird nie verstehen. Wie ich nie verstanden habe.

Beinahe verstummt,  
beinahe noch  
den Ruf  
hörend.

Komm. Nur einmal.  
Komm.

*Ingeborg Bachmann*

“ Wer sich nicht mehr ertragen kann, kann sich auch nicht mehr verabschieden, keinen Strich mehr ziehen, sondern sich nur noch rächen für das, was ihm angetan wurde. Unfähig, Abschied zu nehmen und zu leben, erstarrt. ”

*Doktor Joseph Leiberer seligen Angedenkens*

»Haß und Hader hab' ich viel auf der Welt gesehen«, fing er einmal an, weil sich's grad so gab: »Aber so einen Haß, wie Anno sechzehn einmal auf dem Münchner Hauptbahnhof, den hab' ich nimmer erlebt.«

Er legte sich mehr in den Tisch und blies die dicke Rauchwolke weg: »Das war so im September neunzehnhundertsechzehn. Im Westen haben sie massenhaft Truppen gebraucht. Alles, was stehen und gehen hat können, hat an die Front müssen. Ich bin damals freiwillig als Arzt eingerückt und hab' mit so einem Truppenteil mitmüssen. Auf dem Bahnhof war ein Mordswirbel. Wo du hingeschaut hast, allweil die gleichen Bilder, die gleichen Auftritte. Das Heulen und Jammern der Angehörigen, das Trösten der Krieger – kurzum, wie es halt da so zugeht.

Endlich schreit's: »Einsteigen! Fertig! Einsteigen!«

Jetzt wird's noch wilder. Man umarmt sich noch einmal, drückt sich zum letztenmal die Hand, die Soldaten reißen sich los, steigen ein, bleiben an den offenen Coupéfenstern stehen, lachen, winken und reden noch dies und das.

Bloß einer steht noch draußen bei seinem Weib und redet und tröstet. Ein hagerer, baumlanger Mensch mit einem gutmütigen Bartgesicht. Er schaut wehleidig auf seine viel kleinere Alte und – so scheint's – er kann sich gar nicht mehr helfen, weil das Weiberts so heult und grausert. Ganz steif ist er dagestanden und hat sie ab und zu gestreichelt.

»Christian! Christian! Mei' Chrischtl!« hat die Frau ewig geplärrt und nicht mehr losgelassen: »Chrischtl, mei' arma Chrischtl!«

Und er sagt in einer Tour: »Jaja, Fanny! Fanny, reg di doch net so auf! Es muaß ja jeda furt! Sei stad, Fanny! I kimm scho wieda! Sei nur stad, Fanny!«

Da kommt der Feldwebel noch einmal dahergestürzt und schreit barsch: »Einsteigen! Himmelherrgottsakrament! Einsteigen! Marsch!« Der Christian reißt sich endlich los und

rennt auf die Plattform vom Eisenbahnwagen. Seine Alte fährt zusammen, wirft die Arme und schreit noch ärger: ›Chrischt! Mei' Chrischt!‹ Es ist fast schon widerwärtig. Der Zug macht einen Ruck und fährt langsam an. Alle winken und laufen ein Stück nach, ›Chri-i-ischtl! Chri-i-ischtl, mei' Chri-i-schtl!‹ plärrt die Frau wie besessen und rennt dem Zug auch noch nach. So fürchterlich hat die immerfort geschrien, daß direkt alle erschrocken sind. Außer Rand und Band war sie. Ich hab' schon gemeint: Jetzt lauft sie und wirft sich unter die Räder.

Und da – wie er nun endlich sieht, der Zug saust, Einhalten gibt's keins mehr, da reckt sich der Christian und schreit wie von einem Ekel gepackt: ›Ja, Fanny! Ja! – Schrei nur zua! Jetzt kann i dir's ja sogn: Froh bin i, daß i furtkimm vo dir, du Mistfetz! Jetzt hot's a End mit üns! I kimm nimma!‹

Sein Weib ist starr stehengeblieben, ist blaß geworden, und weil sie geschwankt hat, hat sie einer auf dem Bahnsteig aufgefangen. Alles hat auf den Christian geglotzt, aber der Zug war schon weg. Der und der machte sich an den Christian heran, aber es war nichts mit ihm anzufangen. Auf der ganzen Fahrt war er einsilbig und mürrisch. Man hat ihn schließlich gehen lassen.

Einen Monat später – ich hab' vollauf zu tun gehabt in einem Kriegslazarett – ist mir ein Mann unter die Finger gekommen mit drei schweren Rückenschüssen. Er hat ein steinhartes Gesicht gemacht, ganz ruhig und schweigsam ist er gewesen.

›Wollen Sie nicht an Ihre Frau schreiben – oder an Ihre Angehörigen?‹ fragt ihn die Schwester. Das hat ja meistens soviel geheißen wie: Es hilft nichts mehr. Ich stehe dabei und schau auf den Mann. Unrettbar, sag' ich mir. Ich schau nochmal auf den Menschen. Es ist der Christian. Keine Wimper hat er gerührt, stockstumm ist er geblieben.

›Ich schreib' schon‹, hat die Schwester gesagt. Aber der Christian hat bloß sein Gesicht verzogen und ganz leicht den Kopf hin und her geschüttelt. ›Nana, nix schreibn! Gor nix!‹ Und hat in die Luft gestarrt.

Zwei Tage darauf war es aus mit ihm. Ich habe ihn sterben sehen. Nicht einen Laut, keinen Stöhner hat man gehört. ›Gott sei Dank!‹ sagte er, und weg war er.

Herrgott, mein Lieber, da ist's mir wirklich kalt über den Buckel gelaufen . . .«

*Oskar Maria Graf*



›Kurze Begegnung‹ heißt die Geschichte. Und man sucht die Begegnung.

### *Kurze Begegnung*

Er legte den Hörer auf und schaute auf die Uhr. Sechs Uhr abends und Zeit, für heute Schluß zu machen. Im Büro war außer ihm niemand mehr. Der Schreibtisch konnte so bleiben, er würde morgen früh genau so weitermachen. Es lohnte nicht, aufzuräumen. Die Putzfrau, die er aus der unteren Etage bereits gehört hatte, würde abschließen. Im Hof stand nur noch sein Auto, er stieg ein und fuhr in dem jetzt nicht mehr so starken Verkehr los.

Die Adresse hatte er sich gemerkt, um nichts aufschreiben zu müssen. Er fand auch die Straße, eine typische Wohnviertel-Straße mit Häusern aus der Jahrhundertwende, nicht besonders vergammelt, nicht besonders hergerichtet. Eben Häuser. Mit dem Parkplatz war es schwieriger, und erst nach einigem Kurven fand er in einer Parallelstraße eine Parklücke. Dann ging er zu der gesuchten Hausnummer. Dritter Stock, er stieg knarrende Holzstiegen hinauf, die frisch gebohrt waren, grüßte freundlich eine Frau, die ihm entgegenkam, und läutete an der einzigen Tür im dritten Stock.

Ich habe angerufen, sagte er dem Mädchen, das öffnete. Ja, komm herein. Er trat hinter ihr in einen Flur und von dort aus gleich in ein kleines Zimmer. Die Vorhänge waren zugezogen und es war dämmerig, obwohl es draußen noch sehr hell war. Er sah eine große Liege, einen mannshohen Spiegel mit Goldrahmen und zwei Sessel an einem kleinen Tischchen.

Im Spiegel konnte er sich sehen, Mittelalter, noch einigermaßen schlank, weil er Bier nicht besonders mochte. Haare waren vorhanden, sie waren blond, und deswegen sah man seine grauen Haare an den Schläfen nur bei genauerem Hinsehen. Er war einigermaßen lässig gekleidet, die Firma, bei der

er arbeitete, legte keinen Wert auf konservative Kleidung, und er auch nicht.

Es kostet hundert Mark, das ist mit Gummi, und als er nichts sagte, fügte sie hinzu, zweihundert Mark ohne. Er nahm seine Geldbörse aus der Tasche und gab ihr zwei Hundertmarkscheine.

Zieh dich schon aus, ich bin gleich wieder da, sagte sie und verschwand hinter einer Tür, die offenbar ins Badezimmer führte. Er zog Schuhe und Socken aus, knöpfte sein Hemd auf und legte es über einen Sessel, zog Hose und Unterhose aus, legte beides auf den Sessel.

Auf der großen Liege lag über der Tagesdecke ein Badetuch, das frisch aussah. Er legte sich drauf und verschränkte die Arme hinter seinem Kopf. Ein Kissen war nicht vorhanden. An das Dämmerlicht hatten seine Augen sich inzwischen gewöhnt. Das Mädchen kam aus dem Badezimmer, sie war jetzt nackt, sie war blond und mußte sehr jung sein.

Sie beugte sich gleich über ihn und nahm sein Glied in den Mund. Da es noch schlaff war, mußte sie es mit einer Hand halten. Bald hatte er eine Erektion, er griff mit einer Hand an ihren Busen. Leg dich auf mich, sagte er. Sie setzte sich breitbeinig über ihn und führte sein jetzt stark erigiertes Glied bei sich ein. Dann bewegte sie sich im Reitsitz auf ihm. Nach kurzer Zeit konnte er seinen Samenerguß nicht mehr zurückhalten. Er stöhnte kurz und hatte seinen Orgasmus. Sie rutschte von ihm herab, zeigte auf eine Kleenex-Schachtel neben der Liege und ging wieder ins Badezimmer. Er säuberte sich mit einem Kleenex und ging dann hinter ihr ins Bad. Sie zog sich bereits wieder an, und er wusch sein Glied am Waschtisch. Danach ging er ins Zimmer zurück und zog sich an.

Sie öffnete ihm die Tür, ließ ihn in den Flur, öffnete die Glastüre zum Treppenhaus und ließ ihn hinaus. Komm bald wieder, sagte sie, ja sicher, auf bald.

*Hans Wilhelm*

*Ich segne Euch beide aus fernem, verborgenem  
Land . . .*

## Sterben

Aus der Tatsache, daß der Mensch sterblich ist, folgert *Erich Fromm* einen Widerspruch: »Zwar trägt jedes menschliche Wesen die Fülle der menschlichen Möglichkeiten in sich, jedoch erlaubt seine kurze Lebensspanne auch unter den günstigsten Bedingungen nicht ihre volle Verwirklichung. Erst dann, wenn die Lebensspanne des einzelnen mit derjenigen der Menschheit identisch wäre, könnte er auch an der menschlichen Entwicklung teilhaben, die sich im Gesamtprozeß der Geschichte vollzieht. Da das Leben eines Menschen an einem zufälligen Punkt im Entwicklungsprozeß der Menschheit beginnt und endet, gerät es in einen tragischen Konflikt mit dem Anspruch jedes einzelnen, all seine Möglichkeiten verwirklichen zu können. Was ein Mensch verwirklichen könnte, und was er tatsächlich verwirklicht, diesen Widerspruch ahnt er zumindest. Aber auch hier versuchen Ideologien, den Widerspruch aufzulösen oder zu verleugnen, indem sie

behaupten, die Erfüllung des Lebens erfolge erst nach dem Tod, oder aber die eigene geschichtliche Periode sei die letzte und der krönende Abschluß der Menschheitsentwicklung. Eine andere Ideologie sieht den Sinn des Lebens nicht in seiner vollsten Entfaltung, sondern im Dienst an der Gesellschaft und in gesellschaftlichen Pflichten. Entwicklung, Freiheit und Glück des einzelnen sind hier untergeordnet oder werden als bedeutungslos betrachtet im Vergleich mit dem Wohl des Staates, der Gemeinschaft oder wie auch immer diese ewige Macht symbolisiert wird, die das Individuum transzendiert« (Analytische Charaktertheorie).

Dieser merkwürdige Widerspruch bewegt unser Leben und macht die Zufälligkeiten unserer Begegnungen aus. Wir haben die Umstände des Trennens und Gehens, aber auch des Begegnens nicht allein in der Hand, sondern sind mit unserem alltäglichen Leben eingebettet und individuell.

## *Die Leiden des jungen Werther*

»Zum letzten Male denn, zum letzten Male schlage ich diese Augen auf. Sie sollen ach! die Sonne nicht mehr sehen, ein trüber neblichter Tag hält sie bedeckt. So traure denn, Natur! Dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende. Lotte, das ist ein Gefühl ohnegleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächsten, zu sich zu sagen: Das ist der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgestreckt und schlaff am Boden. Sterben! Was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen sterben sehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseins Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, Dein! Dein, o Geliebte! Und einen Augenblick – getrennt, geschieden – vielleicht auf ewig? – Nein, Lotte, nein – Wie kann ich vergehen? Wie kannst Du vergehen? *Wir sind ja!* – Vergehen! – Was heißt das? Das ist wieder ein Wort! Ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. – – Tot, Lotte! eingescharrt der kalten Erde, so eng! so finster! – Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hilflosen Jugend; sie starb, und ich folgte ihrer Leiche und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder heraufschnellten, dann die erste Schaufel hinunterschollerte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! – Ich stürzte neben das Grab hin – ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes; aber ich wußte nicht, wie mir geschah – wie mir geschehen wird – Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht! – O vergib mir! vergib mir! Gestern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens sein sollen. O Du Engel! Zum ersten Male, zum ersten Male ganz ohne Zweifel durch mein innig Innerstes durchglühte mich das Wonnegefühl: sie liebt mich! sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von

den Deinigen strömte; neue warme Wonne ist in meinem Herzen. Vergib mir! Vergib mir! – Ach ich wußte, daß Du mich liebtest, wußte es an den ersten seelenvollen Blicken, an dem ersten Händedruck, und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an Deiner Seite sah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln. – Erinnerst Du Dich der Blumen, die Du mir schicktest, als Du in jener fatalen Gesellschaft mir kein Wort sagen, keine Hand reichen konntest? Oh, ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versiegelten mir Deine Liebe. Aber ach! diese Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen sichtbaren Zeichen gereicht ward. – Alles das ist vergänglich; aber keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich gestern auf Deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund hat an dem ihrigen gestammelt. Sie ist mein! Du bist mein! ja, Lotte, auf ewig. – Und was ist das, daß Albert Dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt – und für diese Welt Sünde, daß ich Dich liebe, daß ich Dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich strafe mich dafür; ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu Deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich trösten bis Du kommst, und ich fliege Dir entgegen und fasse Dich und bleibe bei Dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht! Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden sein! wir werden uns wieder sehen! Deine Mutter sehen! Ich werde sie sehen, werde sie finden, ach und vor ihr mein ganzes Herz ausschütten! Deine Mutter, Dein Ebenbild.«

*Johann Wolfgang von Goethe*

*Edgar Wibeau*, der junge Werther bei *Plenzdorf*, phantasiert seinen Tod, als er schon tot ist, und so wie das Leben die Vorstellungskraft übersteigt, kann er – so das Bild – als Toter, der zu den Lebenden spricht – den Tod nicht beschreiben. Abschied ist die Begrüßung des Unbeschreiblichen.

### *Die neuen Leiden des jungen W.*

Ich wollte sie wieder unter die Pelerine haben, aber sie wollte nicht, ohne eine Erklärung. Sie faßte die Pelerine auch nicht an, als ich sie ihr ganz gab. Sie sagte auf der ganzen Rückfahrt überhaupt kein Wort. Ich kam mir langsam wie ein Schwerverbrecher vor. Ich fing wieder an, Kurven zu ziehen. Ich sah sofort, daß sie dagegen war. Sie hatte es bloß eilig. Dann ging uns der Sprit aus. Wir pätschelten uns bis zur nächsten Brücke. Ich wollte zur nächsten Tankstelle, Sprit holen, Charlie sollte warten. Aber sie stieg aus. Ich konnte sie nicht halten. Sie stieg aus, rannte diese triefende Eisentreppe hoch und war weg. Ich weiß nicht, warum ich ihr nicht nachrannte. Wenn ich in Filmen oder wo diese Stellen sah, wo eine weg

---

Abschied, 1) älterer Ausdruck für Entlassung aus dem Beamten- oder Militärdienstverhältnis, auch für die schriftl. Entlassungsverfügung. 2) im Verfassungsrecht des römisch-dt. Reichs der → Reichsabschied.

---

will und er will sie halten, und sie rennt zur Tür raus, und er stellt sich bloß in die Tür und ruft ihr nach, stieg ich immer aus. Drei Schritte, und er hätte sie gehabt. Und trotzdem saß ich da und ließ Charlie laufen. Zwei Tage später war ich über den Jordan, und ich Idiot saß da und ließ sie laufen und dachte bloß daran, daß ich das Boot jetzt allein zurückbringen mußte.

Ich weiß nicht, ob einer von euch schon mal über Sterben nachgedacht hat und das. Darüber, daß einer eines Tages einfach nicht mehr da ist, nicht mehr anwesend, ab, weg, aus und vorbei, und zwar unwiderruflich. Ich hab eine ganze Zeit oft darüber nachgedacht, dann aber aufgegeben. Ich schaffte es einfach nicht, mir vorzustellen, wie das sein soll, zum Beispiel im Sarg. Mir fielen nichts als blöde Sachen ein. Daß ich im Sarg liege, es ist völlig dunkel, und es fängt an, mich grauenhaft am Rücken zu jucken, und ich muß mich kratzen, weil ich sonst umkomme. Aber es ist so eng, daß ich die Arme nicht bewegen kann. Das ist schon der halbe Tod, Leute, wer das kennt. Aber da war ich doch höchstens scheinot! Ich schaffte es einfach nicht. Kann sein, wer das schafft, der ist schon halb tot, und ich Idiot dachte wohl, daß ich unsterblich war. Ich kann euch bloß raten, Leute, das nie zu denken. Ich kann euch bloß raten, nie an ein Scheißboot oder was zu denken und sitzen zu bleiben, wenn euch eine wegläuft, an der euch was liegt.

*Ulrich Plenzdorf*

*Julius und Gustina Fučík* werden beide von den Nationalsozialisten umgebracht. Der Journalist Fučík schreibt über sein Leben in der »Reportage, unter dem Strang geschrieben«.

### *Reportage unter dem Strang geschrieben*

19. Mai 1943. Heute nacht wird meine Gustina nach Polen »zur Arbeit« gebracht. Auf die Galeere, zum Typhustod. Es bleiben vielleicht noch einige Wochen, vielleicht zwei, drei Monate zu leben. Meine Akten sind angeblich dem Gericht übergeben worden. Also noch die vier Wochen Untersuchung

in Pankrác und dann die zwei, drei Monate bis zum Ende. Diese Reportage wird nicht beendet werden. Ich will versuchen, sie fortzusetzen, falls es in den paar Tagen noch Gelegenheit dazu gibt. Heute kann ich nicht. Heute habe ich Kopf und Herz voll von Gustina, dieser edlen und innigen, kostbaren, ergebenen Gefährtin in einem Leben, das schwierig und nie ruhig war.

Abend für Abend singe ich ihr das Lied, das sie so sehr mochte: von dem bläulichen Steppengras, das durch die ruhmvolle Partisanensaga rauschte, von der Kosakin, die an der Seite der Männer für die Freiheit focht, von ihrer Tapferkeit und davon, wie sie in einem der Kämpfe »jej podnjatjsja s semli njeprischlos« (sich von der Heimat Erde nicht mehr erheben konnte).

Wot, moj druschok bojewoj! Meine Kampfgefährtin. Wieviel Kraft steckt in dem kleinen Geschöpf mit dem scharfgeschnittenen Gesicht und den großen Kinderaugen, in denen so viel

---

ab|schie|ben; Ab|schie|bungs|haft; Ab|schied der;  
-|e|s, (selten:) -e; Abschiedsbe|such, ...brief,  
...fei|er, ...schmerz, ...stun|de, ...sze|ne

---

Zärtlichkeit ruht. Der Kampf und die ständigen Trennungen haben aus uns ein ewiges Liebespaar gemacht, das nicht bloß einmal, sondern hundertmal die erregenden Augenblicke erster Liebkosungen und ersten Kennenlernens erlebt. Und doch schlagen unsere Herzen wie eines, und unser Atem geht in Stunden der Seligkeit und in Stunden des Bangens, der Erregung oder der Trauer gemeinsam.

Jahre hindurch haben wir miteinander gearbeitet und uns gegenseitig geholfen, wie ein Kamerad dem anderen nur helfen kann; Jahre hindurch ist sie mein erster Leser und erster Kritiker gewesen, und das Schreiben ist mir schwergefallen, wenn ich ihren freundlichen Blick nicht im Rücken spürte; Jahre hindurch sind wir nebeneinander in Kämpfen gestanden,

an denen es uns nicht gemangelt hat, und Jahre hindurch sind wir Hand in Hand durch Gegenden gestreift, die wir liebten. Wir haben viele Schwierigkeiten durchgemacht und viele große Freuden erlebt, denn wir sind reich an Reichtum der Armen. Daran, was im Innern ist.

Gusti? Sieh, das ist Gusti:

Es war während des Standrechtes, Mitte Juni vorigen Jahres. Sie sah mich sechs Wochen nach unserer Verhaftung zum erstenmal wieder, nach all den kummervollen Tagen, die sie allein in der Zelle verbracht hatte, grübelnd über den Nachrichten von meinem Tod. Man rief sie, um mich weichzumachen.

»Reden Sie ihm zu«, forderte der Abteilungschef sie bei der Gegenüberstellung auf, »reden Sie ihm zu, daß er vernünftig sein soll. Wenn er schon nicht an sich selbst denkt, soll er wenigstens an Sie denken. Sie haben eine Stunde Bedenkzeit. Bleibt er auch dann hart, werden Sie heute abend erschossen. Beide.«

Sie streichelte mich mit ihrem Blick und antwortete:

»Herr Kommissar, das ist keine Drohung für mich. Das ist meine letzte Bitte: Wenn Sie ihn hinrichten, richten Sie auch mich hin.«

Sieh, das ist Gusti: Liebe und Festigkeit.

Das Leben können sie uns nehmen, Gustina, aber unsere Ehre und unsere Liebe nicht.

Ach, Leute, könnt ihr euch vorstellen, wie wir leben würden, wenn wir nach allen diesen Entbehrungen wieder zusammenkämen? Zusammenkämen in einem freien Leben, schön durch Ungezwungenheit und Phantasie? Wenn sein wird, was wir ersehnten und erstrebten und wofür wir jetzt in den Tod gehen? Auch als Tote werden wir irgendwo in einem Stück eures großen Glücks leben, weil wir unser Leben darein gelegt haben. Und das macht uns froh, wiewohl uns der Abschied traurig stimmt.

Man erlaubte uns nicht, voneinander Abschied zu nehmen, einander zu umarmen, einander die Hand zu geben. Nur das

Häftlingskollektiv, das den Karlsplatz noch mit Pankrác verbindet, unterrichtete den einen über den anderen.

Du weißt, Gustina, und auch ich weiß, daß wir uns wahrscheinlich nie mehr wiedersehen werden. Und doch höre ich dich von weitem rufen: Auf Wiedersehen, mein Geliebter!  
Auf Wiedersehen, meine Gustina!

*Julius Fučík*

Der schwerkranke Schauspieler *Ernst Ginsberg* schreibt angesichts des Todes für seine Enkel Christine und Daniel ein Gedicht.

## An meine Enkel

Ich werde für Euch eine Sage sein  
aus einer versunkenen Zeit:  
Denn als ich starb, da wart Ihr noch klein  
in Windel und Kinderkleid.

Erinnerungen bringen zurück  
was mir begegnet war.  
Sie berichten Euch von Leid und von Glück  
mit dem ich gesegnet war.

Sie erzählen Euch von einem Mann  
der Euren Vater geliebt  
der nun, wie nur ein Vater es kann  
diese Liebe Euch weitergibt.

Besteht diese Welt! In Freude und Leide  
vertraut Gott unverwandt!  
Christine und Daniel: Ich segne Euch Beide  
aus fernem, verborgenem Land.

*Ernst Ginsberg*

*So führt die Angst vor dem Tod unter uns ein illegitimes Dasein. Sie bleibt lebendig, auch wenn wir sie zu leugnen versuchen, aber weil sie verdrängt wurde, bleibt sie steril. Dies ist die Quelle für die mangelnde Tiefe anderer Erfahrungen.*

## Der verdrängte Tod

Die Menschen sterben, bevor sie wirklich geboren werden und sich entfalten konnten. So, wie sie das Leben leugnen, leugnen sie den Tod. Die Riten haben keinen Sitz im Leben, sondern kleistern zu, weil über sie keine Annäherung (mehr) möglich ist.

## *Die Furcht vor der Freiheit*

Ich möchte noch ein Gefühl, das als tabu gilt, besonders erwähnen, weil seine Verdrängung tief an den Wurzeln der Persönlichkeit rührt: Ich meine das Gefühl für das Tragische. Wie wir schon in einem früheren Kapitel sahen, ist das Bewußtsein des Todes und der tragische Aspekt des Lebens, ob undeutlich oder klar vorhanden, eines der Grundmerkmale des Menschen. Jede Kultur setzt sich auf ihre Weise mit dem Problem auseinander, weil die Erfahrung der individuellen Existenz selbst noch weniger weit entwickelt ist. Man begreift den Tod noch nicht als etwas, das sich vom Leben grundsätzlich unterscheidet. Kulturen, in denen die Individuation bereits ein höheres Stadium erreichte, behandelten den Tod je nach ihrer gesellschaftlichen und psychologischen Struktur. Die Griechen legten allen Nachdruck auf das Leben und stellten sich den Tod nur als eine schattenhafte, verschwommene Fortsetzung des Lebens vor. Die Ägypter gründeten ihre Hoffnung auf den Glauben an die Unzerstörbarkeit des menschlichen Körpers, wenigstens bei denen, deren Macht sich während ihres Lebens als unzerstörbar erwies. Die Juden nahmen die Tatsache des Todes auf realistische Weise zur Kenntnis und brachten es fertig, sich mit dem Gedanken der Vernichtung des individuellen Lebens abzufinden mit Hilfe ihrer Vision von einem Zustand des Glücks und der Gerechtigkeit, der durch die Menschen in dieser Welt eines Tages erreicht sein wird. Das Christentum machte den Tod zu etwas Unrealistischem und versuchte die Unglücklichen mit der Verheißung eines Lebens nach dem Tode zu trösten. Unsere Zeit leugnet den Tod ganz einfach und damit verleugnet sie einen grundlegenden Aspekt unseres Lebens. Anstatt das Bewußtsein, daß wir leiden und sterben müssen, zu einem der stärksten Antriebe für das Leben, zur Grundlage für die menschliche Solidarität und zu einer Erfahrung werden zu lassen, ohne die der Freude und Begeisterung Intensität und Tiefe fehlt, sieht sich der Mensch gezwungen, diese Erfah-

rung zu verdrängen. Aber wie das stets bei Verdrängungen der Fall ist, hören die verdrängten Elemente, die man sich aus den Augen schafft, damit nicht auf zu existieren. So führt die Angst vor dem Tode unter uns ein illegitimes Dasein. Sie bleibt lebendig, auch wenn wir sie zu leugnen versuchen, aber weil sie verdrängt wurde, bleibt sie steril. Dies ist eine Quelle für die mangelnde Tiefe anderer Erfahrungen, die die Ruhelosigkeit unseres Lebens, und ich möchte meinen, daß sich aus ihr auch die Riesenbeträge erklären, die man in Amerika für Bestattungen aufwendet.

*Erich Fromm*

## *Fast immer eine Verzweiflungstat*

Kurz nach seinem 75. Geburtstag schoß sich der Metzgermeister mit einem Bolzenschußapparat in den Kopf. Er war sofort tot. Wie seine Kinder später berichteten, hatte er bei seiner Pensionierung vor zehn Jahren den Schußapparat, mit dem er sein Leben lang Schweine getötet hatte, zur Seite gelegt mit der Bemerkung: »Eine Patrone hebe ich mir auf, für alle Fälle.« Damals hatte niemand darüber nachgedacht, was er damit wohl gemeint haben könnte.

Der Fall erinnert an die in der Literatur über Selbstmordhandlungen viel zitierte brutale Selbsttötung eines Schmiedes, der seinen Kopf zwischen die Blöcke eines Schraubstockes legte und mit der Rechten das Gerät zudrehte, bis der Schädel zerbrach. Das Werkzeug, mit dem er ein Leben lang seine Arbeit verrichtet hatte, diente ihm auch am Ende seiner Tätigkeit dazu, sich selbst auszulöschen.

Eine ungewöhnlich grausame Art der Selbsttötung? Grausam, doch nicht so ungewöhnlich, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte. Vor allem alte Menschen greifen, wenn sie aus dem Leben gehen wollen, oft zu brutalen, schnell und sicher wirkenden Methoden: Erhängen, Erschießen, Erträn-



ken oder der Sturz in die Tiefe sind die bevorzugten Tötungsarten im Alter.

Hoffnungslosigkeit und ernsthafte Todesabsicht sprechen aus dieser Art der Selbsttötung. Jährlich begehen in der Bundesrepublik etwa 3500 über 65 Jahre alte Menschen Selbstmord. Das bedeutet, daß mehr als 25 Prozent aller Selbstmorde Altersselbstmorde sind. Wahrscheinlich liegt die Zahl der Selbstmorde alter Menschen noch erheblich höher, da so mancher Suizid im Alter irrtümlich als natürlicher Tod oder Unglücksfall interpretiert wird.

Über den Selbstmord im Jugend- und mittleren Erwachsenenalter ist viel geschrieben und auch nachgeforscht worden; am Altersselbstmord hingegen zeigt sich nicht einmal die Wissenschaft besonders interessiert, und in der Öffentlichkeit wird der Selbstmord im Alter kaum beachtet.

Woher rührt dieses Desinteresse am Freitod alter Menschen? Ein Grund dafür mag sein, daß der Altersselbstmord immer noch als »Bilanzselbstmord« verkannt wird. Man geht davon aus, daß der alte Mensch sich nach rationalen Überlegungen ganz bewußt für den Freitod entschieden hat. Im Hinblick auf seine Zukunft, so mögen sich viele vorstellen, hat er nüchtern Bilanz von Gewinn und Verlust gezogen und in Anbetracht der Tatsache, daß ein erfülltes Leben hinter ihm liegt und ihn nur noch Siechtum und Tod erwarten können, dann den Selbstmord gewählt.

---

*Vor allem alte Menschen greifen, wenn sie aus dem Leben scheiden wollen, oft zu brutalen, schnell und sicher wirkenden Methoden: Erhängen, Erschießen, Ertränken...*

---

In seltenen Fällen mag das durchaus zutreffen. Doch die wenigen Untersuchungen, die es zum Altersselbstmord gibt, zeigen deutlich, daß der Suizid im Alter fast immer eine Verzweiflungstat ist. Auch der alte Mensch sucht Alternativen und appelliert vor der Selbstmordhandlung an die Hilfsbereitschaft seiner Umwelt, indem er auf sein ihm sinnlos scheinendes

des Leben hinweist und versteckt oder auch offen Selbstmordgedanken äußert. Da erinnern sich die Kinder, Nachbarn oder Freunde erst nachträglich an Äußerungen wie: »Ich bin ja doch nur eine Last, es wäre besser für euch, wenn ich nicht mehr wäre«, oder »ein Leben unter den gegebenen Umständen ist einfach nicht mehr lebenswert«.

In den meisten Fällen werden solche Hinweise von der Umwelt nicht ernst genug genommen. »Leere Drohungen«, »Erpressungsversuche« mögen viele denken. Doch der Suizidologe *Erwin Ringel* weist in seinen Arbeiten zur Selbstmordverhütung immer wieder darauf hin, daß die herkömmliche Meinung, wer vom Selbstmord rede, bringe sich niemals wirklich um, mittlerweile durch wissenschaftliche Untersuchungen widerlegt wurde. Bei über 80 Prozent aller Selbstmorde, so betont Ringel, lagen Ankündigungen in direkter oder indirekter Form vor. Derartige Ankündigungen müssen unter allen Umständen ernstgenommen werden.

Doch welche alten Menschen neigen nun zur Selbstmordreaktion im Alter? Der Psychiater *Hans Lauter* ist bei seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis gekommen: »Statistisch läßt sich zeigen, daß es vorwiegend alleinstehende, durch den Tod ihrer Angehörigen vereinsamte, körperlich kranke Menschen aus niederen Sozialschichten und in schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen sind, die mit ihrem Freitod einen Ausweg aus alterstypischen Konfliktsituationen suchen.«

Der Tod als Ausweg aus den Belastungssituationen des Alters, die es in großer Zahl gibt. Wie zum Beispiel die Berufsaufgabe oder die Trennung von den Kindern, die längst ihre eigenen Wege gehen, Verlust an Aufgaben und Pflichten, die einem im Alter vielleicht über so manche Schwierigkeit hinweggeholfen hätten. Der alte Mensch erlebt immer häufiger den Tod bekannter oder befreundeter Menschen, er muß mit dem Gedanken ans Sterben leben, muß den Verlust des langjährigen Lebenspartners, Einsamkeit, Verschlechterung des Gesundheitszustandes verkraften.

Selbstmordreaktionen sind daher auch überwiegend dann zu

beobachten, wenn der alte Mensch sich durch die Aufeinanderfolge mehrerer belastender Situationen überfordert fühlt. So zum Beispiel, wenn auf die Pensionierung gleich die Verwitwung erfolgt oder eine Krankheit zur Veränderung der Lebensgewohnheiten zwingt. Erfahrungen, Belastungssituationen, die die ohnehin Benachteiligten immer am härtesten treffen.

Eine neue Untersuchung des Kuratoriums Deutsche Altershilfe zur sozialen Lage alleinstehender älterer Frauen bestätigt, daß sich die materielle Situation auf die Einstellung und Bewältigung der Altersprobleme entscheidend auswirkt. Wer im Alter weniger gut gestellt ist, leidet auch mehr unter den übrigen Belastungen des Alterns, dem Verlust des Partners, dem Alleinleben, der körperlichen Beeinträchtigung, der Einsamkeit.

Menschen, die nur die Volksschule besucht haben, fühlen sich im Alter weit häufiger einsam als Akademiker, und Selbstmordgedanken haben vor allem einsame Menschen. Das haben Untersuchungen des Kölner Instituts für Sozialpsychologie zum Altersselbstmord ergeben. Man fragt sich, ob die aktuelle optimistische Altenbewegung mit ihrer Losung »Aktiv im Alter« diese Risikogruppen anzusprechen vermag.

Die meisten dieser kranken, finanziell schlecht gestellten alten Menschen haben ihr Leben lang hart gearbeitet, und da sie nie über viel Freizeit verfügen konnten, kann ihnen Freizeitgestaltung im Alter nun auch kein sinnvoller Ersatz für frühere Tätigkeiten bieten. Es nützt hier aber wenig, über eine Verlängerung der Lebensarbeitszeit zu diskutieren, denn diese Alten würden auf Grund ihres schlechteren Gesundheitszustandes ohnehin keinen Gebrauch davon machen können.

Die Alterswissenschaftler reden von der Notwendigkeit der Integration dieser alten Menschen. Daß es an Integration mangelt, zeigen die keineswegs seltenen Meldungen in der Presse, in denen von alten Menschen berichtet wird, die man erst nach Wochen, in dem einen oder anderen Fall erst nach

Jahren, tot in ihren Wohnungen fand. Niemand hatte diese alten Menschen vermißt; sie hatten keinerlei Funktionen mehr in ihrer sozialen Umwelt.

Die Zahl der Selbstmorde steigt mit zunehmendem Alter in allen Industriegesellschaften. Funktions- und Integrationsverlust sind kaum zu übersehende Ursachen für die hohe Zahl der Altersselbstmorde. Die soziologische und psychologische Altersforschung betont nun wieder familiäre Bindungen als wichtige Integrationsmechanismen im Alter. Doch zu diesem Zweck müßte es erst einmal gelingen, die Krise der modernen Familie zu lösen, von der allenthalben gesprochen wird.

*Doris Gröschke-Bachmann*

Die Tötung – nicht der Tod – wird auch enttabuisiert. Tötung und Humanität gehen eine Verbindung ein. »Das Leben will immer Leben, nur das Individuum will sterben.« Oder: sterben lassen.

Zynisch beschrieben (konkret 6/84 – *D. Diedrichsen*): »Und natürlich kann man niemanden dazu zwingen, wie die arme Hackethal-Patientin mit Trigeminus-Schmerzen zu leben. Diese Fälle wurden und werden von den zuständigen Halbgöttern diskret geregelt. Der Kult der Sterbehilfe, des individuellen Todes, will ja auch etwas anderes. Er will die Nachfrage nach dem eigenen Tod wecken. Frauen erzählen auf Partys, daß sie sich jetzt Zyankali besorgt haben. »Sind Sie krank, Madame?« – »Nein, aber wenn es mal schlimmer wird, will ich niemandem zur Last fallen.« Genau der Punkt. Das Individuum funktioniert in Krisenzeiten, wie seine Erfinder es sich immer gewünscht haben. Läßt die Produktivität nach, steigt der Todeswunsch. Setzt die Produktivität aus, wird der Schierlingsbecher gekippt.«

“ Der Tod ist tabuisiert,  
weil das Leben verborgen,  
das Leben vielen nicht mehr  
zugänglich ist. ”

### *Wer soll sterben?*

Ich sauge so viel Insulin wie möglich aus der nächsten Flasche und steche die Nadel an derselben Stelle ein. Dann befestige ich das Pflaster wieder an seiner Haut. Ich rede noch mit ihm, ich weiß nicht, ob er meine Anwesenheit noch spürt, aber seine Augen sind offen. »Jetzt brauchst du nicht mehr zu leiden und nie mehr Angst zu haben«, sage ich. »Jetzt ist alles vorbei, du kannst dich darauf verlassen.«

Am 21. Dezember 1978 wurde die schwedische Journalistin *Berit Hedeby* (54) zu einem Jahr Haft wegen Totschlags verurteilt. Sie hatte ihrem unheilbar an multipler Sklerose erkrankten Kollegen *Sven Erik Handberg* (43) auf dessen Wunsch Medikamente besorgt und ihm mehrmals Überdosen Insulin injiziert.

Nie sind die Motive eines Sterbehelfers und des Sterbewilligen derart eindrucksvoll und umfassend dargestellt worden. Denn *Berit Hedeby* legte, noch bevor das Urteil über sie gesprochen war, ein Buch vor: »Ja zur Sterbehilfe«. Die Zeitungen umschrieben ihre Tat als »Barmherzigkeitsmord«, und die Leute nannten sie Samariterin, Heldin oder sogar Engel. Allerdings: ob ihre Bekenntnisse und Analysen der Sterbehilfe-Idee einen Dienst erwiesen haben, mag bezweifelt werden.

*Berit Hedeby* hatte fünf Jahre zuvor über Monate hinweg tatenlos mitanschauen müssen, wie ihre an Lymphdrüsenkrebs erkrankte Mutter qualvoll starb. Sie stellte sich daraufhin an die Spitze der schwedischen Sterbehilfe-Initiative »Das Recht auf unseren Tod« und bewarb sich um eine Anstellung als Schwesternhelferin in einem Pflegeheim. Die Pflegestation wird von *Hedeby* beschrieben: ein Gemisch aus Urin, Kot, Eiter, Wundbrand, Gestank und Brechreiz. Die Menschen werden als Tiere charakterisiert: »Hilflos liegt er in seinem Bett«, sagt sie über einen Beinamputierten, »wie ein großes Insekt, dem mit grausamer Hand alle Beine ausgerissen wurden.«

Realismus, kann man sagen. Doch zwischen den Zeilen des Buches von Berit Hedeby wird auch deutlich, daß es eine spezielle Brille ist, durch die sie dieses Leid wahrnimmt. Die »Brille der Wegwerfgesellschaft«, wie es der Frankfurter Autor und Sozialpädagoge *Ernst Klee* formuliert. »Berit Hedebys persönliches Motiv zur Sterbehilfe entpuppt sich als Angst vor dem Alter, Häßlichwerden, Unattraktivsein. Es ist die Angst, nicht mehr so zu funktionieren, wie es die Umwelt vorschreibt.«

In der Tat, in dem Kapitel, wo sie ihre persönliche Motivation beschreibt (und das bezeichnenderweise »Ich will nicht sterben« betitelt ist), sagt sie: »Ich will es nicht, daß mein Körper häßlich, alt, faltig, eklig und übelriechend wird.« Und in der Einleitung steckt sie den Kreis derer ab, die sterben sollten: Alte, senile Schwachsinnige, unheilbar Kranke (zum Beispiel Krebspatienten, Menschen nach Gehirnblutung, Herzinfarkt, mit Diabetes, multipler Sklerose, total Gelähmte).

Berit Hedeby gewährte Sven Erik Handberg den Gnadentod, doch, so resümiert Klee: »Sie hat keinen Beistand versucht, gemeinsam dieses gelähmte Leben lebenswert zu gestalten. Diese Frage hat sich für sie nie gestellt.« Bliebe hinzuzufügen: Sie hat in ihren Augen unwertes Leben beiseite geräumt. Daß dies auch die Auffassung und der Wille des Betroffenen war, ändert nichts daran.

Gegen den Tod als »Betriebsunfall« (im Krankenhaus), gegen den Zufall des Sterbens, gegen Schmerz und Leid ziehen seit geraumer Zeit Gruppen und Einzelne zu Felde, die sich den Kampf gegen das »inhumane« Sterben aufs Papier geschrieben haben. Ihr Ziel: die Legalisierung der Sterbehilfe. In der Bundesrepublik führt die 1980 gegründete »Gesellschaft für Humanes Sterben« (DGHS) das Wort. Der Verein versteht sich, laut Satzung, als »Bürgerrechtsbewegung zur Reform des Paragraphen 216«. Paragraph 216 des Strafgesetzbuchs stellt Töten auf Verlangen, auch wenn es »ausdrücklich und ernstlich« verlangt worden ist, unter Strafe.

Nach Ansicht des Sozialwissenschaftlers und DGHS-Vorsit-

zenden *Hans Henning Atrott* kann man »mit Sicherheit davon ausgehen, daß jedem siebten Menschen ein Sterben von grausamer Art aufgezwungen wird.« Umfragen darüber gibt es nicht.

Der Wunsch nach einem »schönen Tod« ist in der industriellen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts nicht neu, und er ist nicht allein den Deutschen zu eigen. Die erste Organisation, die sich des legalisierten, geplanten Tötens annahm, wurde bereits 1932 in England gegründet. Seit 1938 besteht die amerikanische »Euthanasia Society of America«. Beide Gesellschaften fristeten lange Zeit ein Mauerblümchendasein, seit einigen Jahren jedoch erfreuen sie sich rasant wachsender Mitgliederzahlen. In den USA haben die Aktivitäten der Euthanasie-Freunde schon Früchte getragen: in einigen Staaten ist der »schöne Tod« durch fremde Hand bereits zugelassen.

In England ist es noch nicht ganz soweit. Immerhin jedoch hat sich der britische Ärzteverband unter dem Stichwort »Lebensqualität« dazu durchgerungen, Ärzten zuzugestehen, daß sie beschließen können, ein stark behindertes Baby etwa nicht zu behandeln und die Entscheidung darüber den Eltern zu überlassen. In einer Umfrage unter 280 britischen Kinderärzten sprachen sich siebenzig Prozent der Befragten dafür aus, geistig behinderte Babys, die von ihren Eltern abgelehnt werden, sterben zu lassen.

Zur Umfrage sah man sich veranlaßt, nachdem sich im Oktober 1981 in der mittlenglischen Stadt Leicester der »renommierte Kinderarzt« *Leonard Arthur* vor den Schranken des Gerichts zu verantworten hatte, weil er ein mongoloides Baby hatte verhungern lassen. Die Mutter wollte das behinderte Kind nicht. – Anders als in München, wo im Januar des Jahres 1985 der Gynäkologe *Willi Appel* zu zweieinhalb Jahren Haft verurteilt worden war, weil er ein Neugeborenes, von dem er annahm, daß es schwer behindert sei, getötet hatte, zeigte der Anklagevertreter in Leicester Verständnis für den Arzt, der das Kind »so human wie möglich beseitigte«. Der Arzt wurde freigesprochen.

Wie wichtig gerade die soziale Komponente ist, zeigt das Beispiel eines jungen Elektro-Installateurs. Der Mann war im Urlaub 1974 verunglückt: Querschnittslähmung, vom Hals abwärts. Als er aufwacht, kann er nur noch den Kopf bewegen. Er bittet die Mutter, den Bruder, die Pfleger, ihm Gift zu besorgen, um seinem Leiden ein Ende zu bereiten. Vergeblich. Eines Tages wird ein anderer Behinderter auf sein Zimmer verlegt. Der kann noch die Hände benutzen. Beide beschließen, sich zu töten. Beim Totalgelähmten geht der Versuch mit einer Injektion schief. Sein Bett Nachbar erhängt sich am Gerätebalken des Bettes.

Der Fall macht Schlagzeilen. Der Todeswunsch des jungen Mannes stößt in der Öffentlichkeit auf Verständnis. Nur, er wird nicht erfüllt. Statt dessen nimmt sich eine Behinderten-Initiativgruppe des Mannes an – ohne Schlagzeilen zu machen. Gemeinsam mit ihnen faßt der ehemalige Installateur wieder etwas Lebensmut, bis er vom Sterben nichts mehr wissen will. Ernst Klee ist der Sache nachgegangen: Der junge Mann lebt jetzt mit seiner Freundin zusammen und kommt alleine zurecht.

Von Humanität ist immer die Rede, wenn es um Sterbehilfe geht, nie jedoch in diesem Zusammenhang von Lebenshilfe. Leben und Sterben werden zweigeteilt, als gehörten sie nicht zueinander. Der Sterbehelfer agiert wie ein Fluchthelfer. Die Humanität einer Gesellschaft ist jedoch daran zu messen, wie sie mit ihren Schwächsten umgeht, seien es akut Kranke, Alte oder Behinderte. Damit tut man sich offensichtlich schwerer. Ist es nicht bereits der soziale Tod, wenn ein Sterbender ins Krankenhaus abgeschoben wird?

Doch man braucht bei uns gar nicht erst todkrank zu sein, um auf diese Weise ums Leben zu kommen. Heime, immer noch Auffanglager für Behinderte, sind die heimlichen Friedhöfe der Wohlstandsgesellschaft. Dort landet alles, was nicht mehr gebraucht wird: Alte, Behinderte. Da unterscheidet sich der demokratische Staat der Neuzeit kaum vom Militär-Staat der Antike und ebensowenig vom Gottesstaat des Mittelalters. In

Sparta wurden verkrüppelte Kinder ausgesetzt, auf daß sie stürben, im Mittelalter die Leprakranken zu Lebzeiten für tot erklärt. Der Industriestaat bedient sich anderer Mittel: er finanziert Anstalten.

Wie gefährlich es ist, Ethik und Humanität mit Geld aufzuwerten, zeigt ein anderes Beispiel. Denn es kann auch anders herum kommen: Was, wenn einst – der Zeitpunkt ist abzusehen – die Mittel so knapp sind, daß die (kostenträchtige) Bettenkapazität auf Intensivstationen verringert werden muß? Schon jetzt sind, wie Professor Gustav Adolf von Harnack von der Düsseldorfer Universitätskinderklinik sagt, drei von zehn »Intensivbetten« mit »aussichtslosen Fällen« belegt. Wird dann unter Kostendruck lebenswert und lebensunwert neu definiert?

Vom Kostenfaktor Mensch zur »Ballastexistenz« führt jedoch nur ein kurzer Weg. *Konrad Schily*, Arzt im Krankenhaus Herdecke, der im deutschen Krankheitswesen immer mehr Zynismus sich breit machen sieht, formuliert das so: »Die Maschine tut nichts, sie kostet nur noch. Ihre Wartung bringt nichts mehr, es wäre besser . . . na was schon.«

*Heinz Welz*

*Anne wir brauchen dich! Wer braucht schon  
Autos*

## Abschied der Zurückbleibenden

Menschen sterben, und die Zurückbleibenden haben sich Rituale geschaffen, um ihren Schmerz besser bewältigen zu können. Früher, als die Menschen zu Hause starben, waren diese ausgedehnter, menschlicher vollzogen und weniger materiell besetzt. Es wurde von der Hülle Abschied genommen, die noch sinnlich wahrnehmbar Mensch war.

Heute sterben die Menschen in Krankenhäusern und Pflegezentren, Ärzte murmeln fade Tröstungssprüche (sie haben den Tod auch nicht in ihr Leben integriert, sie sind ja nur für Maschinen und Fleisch – sprich Körper – zuständig), sind überfordert mit der Situation. Hier ist kein Platz für Rituale, nur für Chromtechnik, Monitore mit Nulllinien. Die Menschen, die gestorben sind, kommen in Kühlschränke, werden aufgebahrt hinter großen Scheiben, und in den Todesanzeigen steht nicht, daß hier einer tot sei, sondern: »Er ist von uns gegangen.« – »Er verschied.« – »Er ist nicht mehr bei uns.«

Wir fürchten dies Ende. Das Ende aller Beendigungen. Was bleibt, ist das Ritual der Kirche am Sarg, nachgeäfft von Beerdigungsunternehmen.

Oder die Menschen sterben im Altersheim. Sie wurden vorher herausgelöst aus ihrem Leben, vereinzelt, und sterben dann. Die vorher erfolgte Isolierung macht den Abschied nicht mehr nötig. Wir sehen sie aus der Distanz.

Abschied ist schmerzvoll, wohl am sinnfälligsten zu erleben bei Geburt und Tod – beides Abschied vom intensiven Leben.

## *Das Neue auf dem Friedhof*

Die Straßen waren glatt, es schneite die ganze Zeit. Wir vermieden es, über den Anlaß unserer Fahrt zu sprechen. Nur einmal sagte mein Vater: »So geht einer nach dem anderen.«

Vor dem Haus am Rand der Siedlung, hinter der die Haffwiesen beginnen, standen schon zwei Autos, ein Skoda und ein Trabant. Drei Nachbarkinder sahen neugierig zu, wie wir ausstiegen. Meine Mutter und Tante Hedwig waren steif vom langen Sitzen. Die Blumen ließen wir im Wagen.

Als wir den Hof betraten, sah uns meine Tante Lene durch das Küchenfenster, und wir sahen sie: ihre Augen leuchteten freudig überrascht, ihre Stimme kreischte jugendlich: »Die Berliner sind da.« Aber gleich darauf, drinnen, als die Frauen sich umarmten, weinte sie und schniefte durch die Nase. Ich drückte ihr die Hand, ebenso meinem Cousin und meiner Cousine, die ich zehn Jahre nicht gesehen hatte, und brachte es nicht fertig, »Herzliches Beileid« zu sagen. Meine Cousine hatte einen Mann, ihren zweiten, den ich nicht kannte, und einen Sohn, den ich einmal gesehen hatte, als er im Garten spielte. Jetzt diente er in der Armee und hatte einen Tag Sonderurlaub. Auch mein Cousin war verheiratet, seiner Frau war ich nie begegnet. Wir begrüßten uns alle freundlich, in komischer familiärer Fremdheit, redeten Belangloses (der Straßenzustand bot sich an), stolpterten über das ungewohnte »Du« und ließen den Grund unserer Anwesenheit unerwähnt.

»Hoffentlich reicht das Essen«, rief Tante Lene in der Küche und lief geschäftig hin und her und legte noch zwei Scheiben Fleisch auf die Pfanne. Die Frauen stellten Teller und Schüsseln auf den ausgezogenen Tisch. Wir zwängten uns in dem kleinen Zimmer auf unsere Stühle und wünschten uns guten Appetit.

Der Platz meines Onkels Rudolf blieb nicht frei. Dazu war es zu eng. Wo er immer gesessen hatte, am Kopfende, gegenüber

dem Fenster, saß nun, wie es wohl richtig war, Tante Lene, seine Witwe. Als wir uns mit übertrieben höflichem »Bitte« und »Danke« die Schüsseln zureichten, um unsere Verlegenheit zu überspielen, als wir zu essen begannen, dachte vielleicht jeder an ihn. Dort hatte er gesessen, mit rotgeädertem Gesicht und hellblauen Augen. Dort saß er, erzählte mit langsamem Temperament Geschichten, machte Späße auf Kosten seiner Frau, hörte nicht auf zu lachen, solange sie nicht aufhörte zu schimpfen, goß seinen selbstgemachten Wein ein, und seine kranke rechte Hand bewegte sich täppisch auf dem Tisch.

Wir aßen, und Tante Lene liefen die Tränen über das Gesicht, weil sie berichtete, wie es ihm zuletzt gegangen ist. Er hat die Schmerzen nicht aushalten können und hat verlangt, daß sie ihm einen Ziegelstein auf den Kopf schlagen soll. Aber Weihnachten hat er noch am Fenster gesessen und hat sich über die Kinder geärgert, die mit dem Schlitten gegen seinen Zaun gefahren sind; Jahr für Jahr war es dasselbe. »Seit dreißig Jahren hat er sich darüber geärgert«, sagte Tante Lene. Und dann sagte sie, beruhigt über den Tisch blickend: »Seht ihr, es hat für alle gereicht, Gemüse und Kartoffeln sind sogar noch übrig.«

Der Weg war vereist, so daß die Frauen sich einhakten. Vor dem Friedhofstor war eine Rodelbahn, aber die Kinder fuhren geschickt und rücksichtsvoll um uns herum. Ich wickelte unsere Blumen aus und steckte das Papier in die Tasche. Die Kapelle war geheizt.

Wir setzten uns auf die Stühle rechts vom Sarg und warteten. In den Fensternischen brannten Kerzen. Nach und nach kamen andere Trauergäste und setzten sich auf die linke Seite, meist ältere Leute mit den Mienen maßvoll mittrauernder Nachbarn, dann zwei Männer in Postuniformen und eine üppige Frau in Skihosen und einer Postjacke. Eine andere Frau in einem Pelzmantel erschien, ging routiniert in die Tiefe der Kapelle, stellte ihre Handtasche auf das Harmonium, setzte sich davor, holte ein Tuch aus der Handtasche und wischte sich die Nase.

Ein jüngerer Mann in einem schwarzen Anzug, der ihm zu knapp geworden war, trat ein und drückte den Leidtragenden in der ersten Reihe in stummer Anteilnahme die Hand. Ich saß in der zweiten Reihe. Der Mann hatte, hinter einer Brille, erschrockene Augen, er trug eine rote Kunstledermappe in der Hand, an seinem Revers sah ich das Abzeichen der SED. Das Harmonium fing an zu spielen. Als es endete, trat der Mann im schwarzen Anzug an seinen Platz am Kopfende des Sarges, schlug seine Mappe auf und begann zu reden, und was er redete, las er ab.

»Wir haben uns zusammengefunden aus traurigem Anlaß. Wir haben Abschied zu nehmen von Rudolf L., dem Mann, dem Vater, unserem lieben Kollegen und Genossen...« Er sprach schnell und leise und wirkte unsicher. Erst jetzt wunderte ich mich, warum eigentlich kein Pfarrer da war. Und ich erinnerte mich undeutlich, daß Onkel Rudolf vor langer Zeit aus der Kirche ausgetreten war, aus Gründen seines Weltbildes und ein wenig auch aus Gründen der Sparsamkeit. So gab es also keine Predigt, sondern eine Rede, eine leise vorgelesene Rede. Und es fehlten ihr jene Wendungen, die das Unabänderliche verklären und die das Gemüt so seltsam anrühren, auch wenn wir nicht glauben.

Nicht der Gottesknecht Rudolf L. hatte seinen Erdenwandel nun beschlossen und war eingegangen in den Herrn nach unerforschlichem Ratschluß, sondern der Postangestellte Rudolf L., wollte man dieser Rede glauben, war einfach gestorben. Der Mann im schwarzen Anzug gab sozusagen eine kurze Einschätzung des Hingangs meines Onkels Rudolf. Er kennzeichnete die Pflege, die Tante Lene ihm hatte ange-deihen lassen, als aufopfernd, wenn auch am Ende vergebens, die Überführung in das städtische Krankenhaus war nicht länger vermeidbar gewesen, die dortige Behandlung erfolgte nach besten Kräften, doch auch sie konnte nicht verhindern, daß der Erkrankte, der sich den Umständen nach tapfer verhielt, in einer Mittwochnacht, um zwei Uhr dreißig, verstarb. Es folgte ein Goethezitat tröstenden Charakters, dann

wandte sich die Rede dem Lebensweg des Toten zu, der schon im Jahre 1911 aus hinterpommerscher Kleinstadt nach Berlin gezogen war, um dort das Schlosserhandwerk zu erlernen. Zwei Jahre später trat er dem deutschen Metallarbeiterverband bei. Dann aber mußte er, sagte die Rede, in den vom Imperialismus verbrecherisch vom Zaun gebrochenen Krieg ziehen, wo er eine schwere Verwundung erlitt, die ihm die weitere Ausübung seines Berufes verbot. Ich weiß nicht viel von Onkel Rudolf, aber von dieser Verwundung, die er sich in Frankreich holte, hat er mir erzählt. Er hatte den Arm voller Handgranatensplitter. Auf einem Pferdewagen fuhr man ihn zurück. Als er endlich auf dem Verbandplatz ankam, in einem Schuppen, saß da der Arzt am Tisch, rasierte sich und sah ihn gar nicht an. Da verlor Onkel Rudolf, siebzehnjährig, halb verrückt vor Schmerz, die Beherrschung, er schrie: »Ich halte es nicht mehr aus. Können Sie sich nicht später rasieren?« Zur Strafe ließ man ihn zwei Tage mit seinem Notverband liegen, bis die Maden aus dem blutigen Mull krochen. Der Arm wurde nicht wieder, er blieb dünn und steif, seine Jacke konnte sich Onkel Rudolf niemals mehr allein anziehen.

Auf Grund seiner Verletzung bekam er eine Stellung als Briefträger, das galt als Beamtenlaufbahn. Einarmig lenkend fuhr er mit dem Rad die Post in die Haffdörfer, seit 1925, ein Leben lang. Er heiratete, er zeugte vier Kinder, zwei starben. Erst lange nach dem zweiten Krieg kam er in den Innendienst. Hier hole ich die Rede wieder ein. Sie würdigte seine Arbeit am Paketschalter, die vorbildlich gewesen ist, er war ein allseits geschätzter Kollege, dies gelte auch für sein Auftreten als Genosse.

Onkel Rudolf, möchte ich einfügen, war nicht das, was man einen politischen Kopf nennt, kein Diskutierer, kein Analytiker, kein Motor des gesellschaftlichen Fortschritts. Er besaß keinen Fernsehapparat, doch las er seine Bezirkszeitung und hörte Radio. Daß er als alter Mann auf seinem Amt in die Arbeiterpartei eintrat, konnte seine Postlaufbahn nicht mehr ändern. Es war wohl einfach die gründlich zusammengerech-



nete Summe aus vielen Ziffern seines Lebens. Warum, nach allem, sollte er, als man ihn danach fragte, da nicht eintreten? Ehe sein letzter Mittwoch anbrach, Tante Lene hat es mir erzählt, kam der Schmerz, der ihn immer begleitet hatte, übermächtig aus seinem entstellten Arm gekrochen und besetzte seinen Körper. Onkel Rudolf schrie erbärmlich, ein halbes Jahrhundert, nachdem er verstümmelt worden war.

Wenn der Pfarrer spricht, ist es leicht zu weinen. Er weiß viele Gleichnisse auf das Geheimnis des Todes, vor dessen Größe die Welt nichtig erscheint, unsere Zeit in ihr flieht schnell dahin. Der Pfarrer kennt die Wirkung seiner Worte, die seit langem erprobt sind. Auch seine Stimme ist geübt. Der Mann mit der Kunstledermappe erinnerte sich vielleicht an die Melodie des gepredigten Wortes, denn er versuchte, sie nachzuahmen, indem er seine Rede in einem sanften Gleichklang vortrug, der zu ihrem Text nicht recht paßte. Ich blickte traurig auf die gefugten Bretter, hinter denen Onkel Rudolf lag, ohne daß er sagen konnte, ob ihm die Feier gefiele. Aber alles in allem wäre sie ihm sicher recht gewesen, denn er hat sich mit dem Gegebenen einrichten müssen.

Einmal habe ich ihn an seinem Schalter besucht, es sah ungeschickt aus, wie er mit der linken Hand schrieb. Einmal haben wir in einer Blechtonne Aale geräuchert, die er manchmal von den Fischern bekam.

Einmal sind wir über die Wiesen an der Ücker gegangen, aber ich weiß nicht mehr, was wir uns erzählt haben. Ich weiß wenig von ihm, wirklich. Aber daß nun, wo feierlich und betrüblich von seinem Leben die Rede war, das Wort »Imperialismus« gesprochen wurde und kein Wort wie »unerforschlich«, das hat er, glaube ich, verdient. Der junge Mann im schwarzen Anzug ließ, was das angeht, dem alten Mann in der Holzkiste Gerechtigkeit widerfahren. Der schüchterne, ungeübte junge Mann war, genau besehen, ein mutiger Mann, denn was seit undenklicher Zeit auf eine bestimmte Art gesagt worden ist, sagte er auf eine andere Art. Den Blick nicht von seiner Mappe hebend, besorgt, sich nicht zu verlesen, stand er

ängstlich für unsere mutige Sache an einem Ort, der einem kaum einfällt, wenn man an die Revolution denkt.

Am Ende hob der Redner beherzt die Stimme und rief etwas, das sich reimte, aber man verstand es nicht, weil zugleich das Harmonium einsetzte. Sechs rüstige alte Männer traten ein und nahmen ihre schwarzen Zylinder ab. Sie trugen die Kränze fort, einer brachte eine Deichsel und befestigte sie an einem Wagen, den man erst jetzt bemerkte. So zogen sie den Sarg hinaus.

Wir folgten ihm einen Weg entlang, der mit Pappeln gesäumt war, bis zu einem Platz, von dem aus man über die Wiesen sah. Die Träger senkten den Sarg in die Grube, an deren Rand noch einmal der Redner trat. Er schlug wieder seine Mappe auf und blickte hinein und sagte, man könne den Angehörigen durchaus nachfühlen, daß dies eine schwere Stunde sei. Ich sann dem Wörtchen »durchaus« nach und sah, wie der Redner fror, denn er hatte keinen Mantel an. Er äußerte die bestimmte Vermutung, daß die Familie sicher noch oft diesen Ort aufsuchen werde, um des Verstorbenen zu gedenken. So gab er eine gewisse Orientierung für die Zukunft. Dann klappte er die Mappe zu und sprach den schönen alten Satz: »Ruhe in Frieden.«

Wir warfen drei Hände Erde ins Grab, nicht im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, aber in wessen Namen dann?

Mysterium der Zahl drei? Oder einfach drei Atemzüge Zeit, um jemand nachzublicken, der zu unseren Füßen verschwindet?

Tante Hedwig schluchzte, meine Mutter war still und gefaßt: von elf Geschwistern waren sie nun noch vier. Nach dem Händeschütteln gingen die Leute schnell fort, wir folgten ihnen langsamer. Mein Cousin sagte, der richtige Redner habe nicht kommen können. Es gäbe einen in der Kreisleitung, der die Reden halte, wenn ein Genosse begraben würde, aber der sei heute über Land, wo sich ein vierzigjähriger Mann erhängt habe, und niemand habe am Grab eines Selbstmörders spre-

chen wollen. So war zu Onkel Rudolfs Trauerfeier ein Vertreter gekommen, der sich zum ersten Mal vor so einer Aufgabe sah. »Der Inhalt war gut«, sagte mein Vater, »aber es war zu leise. Wer von den alten Leuten soll denn noch so gut hören?« Er sagte, daß er sich einen Zwischenruf mit Mühe verkniffen habe.

Vor der Kapelle sammelten sich Leute für die nächste Beerdigung, vor dem Friedhofstor fuhr ein leuchtend gelbes Postauto ab, der Redner aber wartete auf uns und fragte Tante Lene, wie es ihr gefallen habe. Es habe ihr gut gefallen, sagte Tante Lene. Mein Vater aber rief noch einmal: »Der Inhalt war gut. Aber es war zu leise.« Er sagte auch, daß sie in Berlin die Gruben tiefer machen würden.

Dann saßen wir wieder am Tisch und tranken wohlthuend heißen Kaffee und aßen Streuselkuchen, der Tante Lene immer so gut gelingt, weil sie ihn mit Hefe und Pulver backt. Und wie immer fragte jemand erstaunt: »Beides? Hefe und Pulver?« Mein Cousin erzählte, daß sein Vater, als er ihn zum letzten Mal besucht habe, am Sonntag vor acht Tagen, noch etwas habe sagen wollen, er habe immerzu die Lippen bewegt, aber zu verstehen war nichts. Jemand meinte, es sei wenigstens gut, daß jetzt das Frühjahr käme, da sei es für Tante Lene nicht so schwer. Sie nahm den Gedanken auf. »Ach«, rief sie zuversichtlich, »ich habe die Hühner und den Garten, da habe ich schon meine Beschäftigung.«

Die Straßen waren glatt wie am Morgen, es schneite wieder. Die Flocken wirbelten im Scheinwerferlicht. Ich dachte verwundert, daß ich, in der Mitte der Jahre, den Tod noch immer nicht verstand.

*Wolfgang Kohlhaase*

Das Sinnfällige, fast schon Genießende bei *Matthias Claudius* hat etwas Tröstendes.

### *Bei einem Begräbnis*

Ich kam diese Tage durch Altona, und man begrub grade einen Toten. Da ging ich mit heran, ich mag gerne ein Grab sehen, und wenn so ein Auge voll Tränen noch einmal auf den Sarg hinab blickt, oder sich einer umwendet und dasteht und nicht weinen kann. Mir kommt dabei wohl manchmal eine Träne ins Auge, aber eigentlich bin ich doch fröhlich, wenn ich so jemand begraben helfe. Und warum sollte ich auch nicht fröhlich sein, liegt er doch nun und hat Ruhe – und mir geht das Herz schon auf, wenn ich nur Roggen säen sehe und an die Stoppeln und den Erntetanz denke. Aber wieder auf den seligen Professor zu kommen, so erzählten die Leute, die neben mir standen, daß er in seinem Testament seinen Erben befohlen habe, nicht seine Leiche in einem prächtigen Totenkleide zur Schau zu stellen noch mit unnützem Gepränge zur Erde zu bestatten; sondern das Geld, was ein solcher Aufwand nach seinem Stand und Vermögen würde gekostet haben, an Notleidende auszuteilen. Gut, dachte ich, das ist einmal ein vernünftig Stück von einem Gelehrten. Es ist ein rührender, heiliger, schöner Anblick, einer Leiche ins Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Flitter-Staat sein. Die stille blasse Todesgestalt ist ihr Schmuck, und die Spuren der Verwesung ihr Halsgeschmeide und das erste Hahnengeschrei zur Auferstehung.

*Matthias Claudius*

*Kurt Tucholsky* schreibt eine Satire auf seinen Leichenzug und starb, wer weiß wie verbittert, von eigener Hand im Exil, geflohen vor den Nazis.

## Letzte Fahrt

An meinem Todestag – ich werd ihn nicht erleben –  
da soll es mittags rote Grütze geben,  
mit einer fetten, weißen Sahneschicht . . .  
Von wegen: Leibgericht.

Mein Kind, der Ludolf, bohrt sich kleine Dinger  
aus seiner Nase – niemand haut ihm auf die  
Finger.

Er strahlt, als einziger, im Trauerhaus.  
Und ich lieg da und denk: »Ach, polk dich aus!«

Dann tragen Männer mich vors Haus hinunter.  
Nun faßt der Karlchen die Blondine unter,  
die mir zuletzt noch dies und jenes lieh . . .  
Sie findet: Trauer kleidet sie.

Der Zug ruckt an. Und alle Damen,  
die jemals, wenn was fehlte, zu mir kamen:  
vollzählig sind sie heut noch einmal da . . .  
Und vorne rollt Papa.

Da fährt die erste, die ich damals ohne  
die leiseste Erfahrung küßte; die Matrone  
sitzt schlicht im Fond, mit kleinem Trauerhut.  
Altmodisch war sie – aber sie war gut.

Und Lotte! Lottchen mit dem kleinen Jungen!  
Briefträger jetzt! Wie ist mir der gelungen?  
Ich sah ihn nie. Doch wo er immer schritt:  
mein Postscheck ging durch sechzehn Jahre mit.

Auf rotem samtnen Kissen, im Spaliere,  
da tragen feierlich zwei Reichswehroffiziere  
die Orden durch die ganze Stadt,  
die mir mein Kaiser einst verliehen hat.

Und hinterm Sarg mit seinen Silberputten,  
da schreiten zwoundzwanzig Nutten –  
sie schluchzen innig und mit viel System.  
Ich war zuletzt als Kunde sehr bequem . . .

Das Ganze halt! Jetzt wird es dionysisch!  
Nun singt ein Chor: Ich lächle metaphysisch.  
Wie wird die schwarzgestrichne Kiste groß!  
Ich schweige tief.

Und bin mich endlich los.

*Kurt Tucholsky*

*Peter Noll* hat sich der ärztlichen Kunst verweigert, als man ihm mitteilte, er habe Krebs. Er wollte die letzten Monate seines Lebens nicht als Dauerpatient und -kranker verbringen, sondern sein Leben zu Ende leben. Bewußt. Über diese Zeit hat er Tagebuch geführt, aufgeschrieben, wie er seinen Tod erwartete und sein Sterben er-»lebte«. *Max Frisch* hielt ihm die Totenrede.

### *Totenrede*

Unser Freundeskreis unter den Toten wird größer.

Im Dezember letzten Jahres, nachdem Peter Noll auf die alltägliche Frage am Telefon *Wie geht's Dir?* zuerst mit halbem Lachen gesagt hat: *Vorderhand noch gut, dann trocken: Ich habe Krebs – haben wir uns im Zunfthaus zur Zimmerleuten getroffen, also nicht weit von hier. Er weiß es seit drei Tagen, und ich finde ihn völlig gefaßt und bei Kräften, einen Mann, der noch gerne lebt. Aber der medizinische Befund ist klar und hoffnungslos. Ein halbes Jahr, ein Vierteljahr, höchstens ein Jahr. Er weiß genau Bescheid, was seinen Krebs betrifft, und er lehnt die Operation ab, das ist ebenso klar. Seine Entscheidung. Er will nicht sterben als entmündigtes Objekt der Medizin. Wie also stirbt man? Wir reden auch über Freitod (technisch) und über Sterbehilfe (juristisch) und während des Essens auch über anderes, was wir sonst besprochen hätten, und beide empfinden das nicht als Ausflucht. Es gibt keine Ausflucht. Warum soll man nicht auch lachen. Seine sokratische Ruhe läßt alles zu, nur keine Trösterei. Während wir dann auf die Rechnung warten, entsteht eine Pause, und er kommt auf seine Bitte zurück; Du hast ja noch etwas Zeit, so sagt er zu seiner Bitte um eine Totenrede drüben im Großmünster. Als endlich die Rechnung bezahlt ist und meine Bedenkfrist abgelaufen, gebe ich ihm das Versprechen –*

Deswegen stehe ich heute vor Ihnen.  
Als Person ohne Amt.

Was hat in der Kirche ein Agnostiker zu sagen?

Als er 90 war, sagte Ernst Bloch bei einem Frühstück im Freien, er sei nur noch neugierig auf das Sterben – er war damals nicht krank – Sterben als die Erfahrung, die er noch nicht gemacht habe und die nicht aus Büchern zu beziehen sei. Das war kein Symposium, sondern ein geselliges Frühstück; nicht alle am Tisch mußten es hören, als er hinzufügte: er könne sich nicht vorstellen, daß nach unserem Tod einfach nichts sei. – Andere sagen es anders:  
Ich kann mir einfach das Nichts nicht vorstellen.

Peter Noll, Sohn aus einem Pfarrhaus und in protestantischem Denken geschult, eigenständig in seinem Denken und denk-lustig, dabei oft kühn in einer Weise, die ihn bei flüchtiger Bekanntschaft als zynisch erscheinen ließ, hat mich nie bepredigt – und wir sind in seinen letzten neun Monaten oft zusammengekommen, sei es zuhause oder in Wirtschaften . . . Der Wunsch, daß einer, der denken gelernt hat wie Peter, für uns andere aufschreibt, was er denkt und wie er diese Welt erfährt mit dem sicheren Wissen um seinen nahen Tod, auch wenn er noch Ski fährt in Laax, und daß wir von ihm erfahren, was er glaubt bis in die Schmerzen hinein oder nicht glaubt bis zur letzten Luzidität, bevor das Morphinum nicht die Sensibilität ausschaltet, wohl aber die Sprache dafür – dieser mein Wunsch, nicht ohne Scheu vorgebracht, machte ihn einen Augenblick lang verlegen: nämlich ein solches Log-Buch hatte er bereits begonnen. Und dieses Log-Buch ist groß geworden; es liegt vor.

Drei Abende am Nil –  
(Das war um Ostern.)  
Seine Ufer sind grün, soweit sie flach sind, so daß der Nil sie

mit seinem Schlamm befruchten kann; wo aber das Gelände sich hebt, sofort beginnt die Wüste. Die vollkommene Wüste. Gegenüber das kahle Gebirge, tagsüber knochenbleich, in der Dämmerung lila, der Himmel darüber violett, nachdem die große Sonne untergegangen ist, zwei oder drei Segel auf dem Strom, der jetzt heller erscheint als der Himmel, im Augenblick ein stilles Strömen ohne Glitzern –

Wir haben besichtigt:

Das Tal der Könige:

ihre Gräber alle ausgeraubt –

Ramses als Mensch-Gott:

seine Mumie verzollt als getrockneter Fisch –

Was glaubten die alten Ägypter?

Sie glaubten ungenau, meint Peter.

Wozu die Mumie?

Wir sitzen auf unserem Balkon, die baren Füße auf der Brüstung, und trinken einen Whisky und reden über die modischen Bestseller-Thesen: Licht-Effekte beim Sterben usw. als Garantie für ein Leben nach dem Tod –

Lieber spricht er zu Sokrates.

Und wieder zu Jesus . . .

Die Fahrt nach Edfu war zuviel: sein physischer Zusammenbruch am vierten Tag, die lange Nacht hinter Jalousien, draußen die Hitze und der Nil schwarz, das Gebirge gegenüber wie leichte Asche und ferner als es in Wirklichkeit ist. Und ein Tag hinter Jalousien, ein langer Tag; manchmal will Peter wissen, was ich mache. Und ich weiß es auch nicht. Draußen die Sonne und der glitzernde Strom, Palmen vor der Wüste, Getrappel von Hufen, dazwischen Hupen, ein arabischer Gärtner wässert wieder den Rasen vor dem Hotel. Und dann die zweite Nacht; wieder das Wiehern dieses Esels. Wenn er auf dem Bettrand sitzt, nackt: was denkt Peter? Seine Augen sehr klein: was sieht er? Wenn er von der Toilette kommt: Wenig, sagt er, hauptsächlich Blut. Und anderntags, als wir zum Flughafen von Luxor fahren, auf der holprigen Straße vor uns der arabische Leichenzug, den Peter (wie ich später

erfahre) nicht wahrgenommen hat; dann die schweizerische Rettungsflugwacht in der glühenden Wüste. Wir fliegen (Peter mit einer Infusion im Arm) über das Tal der Könige, später über Kreta, dann über Mykene vermutlich, aber es ist Nacht. Ich zwinge mich, nicht wegzuschauen; das Ergebnis, ein Beutel voll Urin-Blut, ist verschwunden, die Farbe bleibt noch eine halbe Stunde lang über dem Horizont gegen Westen.

Woran er sich erinnert hat:

er sei bereit gewesen zum Sterben und eigentlich einverstanden, so sagt er später, ganz und gar einverstanden.

Seine Beschäftigung mit Jesus, den er immer anders gesehen hat, als Kirche-Staat-Gesellschaft ihn überliefern: Jesus und das Gesetz, Jesus und der Ungehorsam. Ich lese:

– Man würde heute Jesus wahrscheinlich nicht nur das Gesetzwidrige, sondern auch das Unchristliche seiner Verhaltensweise vorwerfen. Denn inzwischen (das heißt: seit das Christentum staatlich anerkannt ist) ist es ja christlich geworden, der Obrigkeit unter fast allen Umständen zu gehorchen.

Ferner:

– das Gegenteil, das Jesus beispielhaft setzte, läßt sich nur setzen in der Anerkennung der Rebellion zur Freiheit und in der sehr gewagten Berufung auf Gottes Freiheitsgebot. Wer sich unter dieses Freiheitsgebot stellt, wird keine Ruhe haben; er wird immer Außenseiter sein, aber er wird eine Gelassenheit und Distanz erreichen, die es ihm ermöglichen, gegenüber allen andern Mächten, gegenüber ihren Drohungen und Verlockungen immun zu sein.

So heißt es in einer Laien-Predigt, die Peter Noll, Professor für Strafrecht, gehalten hat am 1. Dezember 1978 in der Predigerkirche zu Zürich.

Unsere Freundschaft war nicht zuletzt eine politische.

Wie wir die Spiegelgasse hinaufgehen: langsam wie zwei alte Männer. Er aber ist kein alter Mann. Das gibt ein anderes

Verhältnis zum Tod – auch wenn wir etwas gemeinsam haben: einen Kalender auf Jahre hinaus machen beide nicht mehr. Er habe nichts im Haus, nein, auch nicht Käse oder so, deswegen gehen wir aus. Langsam braucht er jetzt Morphium, so höre ich, aber wir reden über anderes, Israel zum Beispiel. Was er zu sagen hat, ist von den Gedanken her scharf und klar, aber er spricht langsamer. Seine Augen liegen tiefer im Gesicht, so kommt es mir vor, und auch wenn er Anteil nimmt, manchmal kommt sein Blick plötzlich von weither. Und wieder Atemnot; dann raucht er trotzdem eine Zigarette, wenn auch nur kurz. Der Tod ist nicht einfach der Schluß (was eine Art von Trost wäre) und hat nichts zu tun mit dem Alter, das ihm erspart bleibt: Alter als die Erfahrung unsres langwierigen Schwundes – sondern der Tod ist von Anbeginn und ohne Ende.

Peter Noll –

das natürliche und naive Bedürfnis, einen Toten nochmals anzusprechen. Was aber im Ernst nicht möglich ist. Freitag morgens um zehn Uhr, bevor ich zum Flughafen fahre, die kurze Umarmung, wobei er sitzen bleibt und beide wissen: vielleicht sehen wir uns nochmals, wahrscheinlich nicht. Du weisch, sage ich, daß ich Dich gern han; er sagt: ich dank Dir für die Zyt. Als ich die Wohnung verlasse, ist er nicht allein. Er stirbt Stunden nach Mitternacht, und dort, wo die Nachricht mich einholt, ist es noch nicht Mitternacht . . .

Peter ist bestattet.

Wir sind zum Gedenken versammelt.

Sein Leib ist bestattet.

Einmal im Tessin, als wir abends in der kleinen Loggia sitzen mit Wein und Wetterleuchten, es ist schwül und regnet nicht, plötzlich ein Geruch von Verwesung, mein Grundstück grenzt an den Friedhof, aber der Geruch kommt aus dem Wald herauf, kein Wunder, da ich gestern das verdorbene Fleisch aus der Kühltruhe, die bei Gewitter manchmal streikt, in den Wald hinuntergeworfen habe – und plötzlich lacht er, da wir

ja, schweigend, im Augenblick genau dasselbe denken, und aus seinen sehr hellen Augen trifft uns der Blick eines Befreiten, der zu wissen wagt, was er weiß, und uns ein Gleiches zutraut.

Wir sind zur Trauer versammelt.

Einen Verstorbenen öffentlich zu loben und öffentlich zu versichern, daß man ihn vermissen werde, ist der übliche Ausdruck unsrer redlichen Trauer in Ahnungslosigkeit, was Tod ist. Kein Antlitz in einem Sarg hat mir je gezeigt, daß der Eben-Verstorbene uns vermißt. Das Gegenteil davon ist überdeutlich. Wie also kann ich sagen, immer größer werde mein Freundeskreis unter den Toten? Der Verstorbene überläßt mich der Erinnerung an meine Erlebnisse mit ihm . . . drei Abende am Nil, ja, oder dieses letzte Mittagessen auf dem herbstlichen Pfannenstiel . . . Er hingegen, der Verstorbene, hat inzwischen eine Erfahrung, die mir erst noch bevorsteht und die sich nicht vermitteln läßt – es geschehe denn durch eine Offenbarung im Glauben.

*Max Frisch*

“ Wer braucht schon  
Autos? ”

## Trauerarbeit

Sie wurde nicht einmal achtzehn jahre alt  
stand auf der schwarz umrandeten karte  
die feierlichkeit der leidträger  
und dein unüberhörbares lachen mitten darin

Oft habt ihr die öffentlichen gebäude beschrieben  
parolen und zeichen der kämpfenden  
jetzt sprühen deine freunde für dich  
»anne wir brauchen dich wer  
braucht schon autos«

Trauer ist etwas organisieren gegen die kälte  
gegens vergessen  
gegen die fakten  
dein unüberhörbares lachen mitten darin  
hilft uns beim trauern

Als ich aufblickte in der kapelle  
nicht auf den sarg unter blumen dort warst du am wenigsten  
mich umseh bei denen um mich herum  
die nicht überfahren worden sind  
die zwölfjährigen mit kinderaugen  
und die neunzehnjährigen die cool blieben ganz cool  
alle sahen dir ähnlich anne  
ich konnte die unterschiede nicht mehr finden  
alle waren du mit oder ohne tränen  
und ich hörte dich losprusten  
dein unüberhörbares lachen mitten darin  
deinen widerstand gegen die kälte die glätte die kälte  
plötzlich  
sahen alle dir ähnlich anne

*Dorothee Sölle*

*Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang,  
sondern am Ende . . .*

## Der versöhnte Abschied

Noch einmal: Geburt und Tod gehören nahe zusammen, weil, Weizenkörnern gleich, sterben muß, was leben will.

Bei den Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozessen erschien als Zeuge ein Mann, der eine Zeitlang in einem Grab des jüdischen Friedhofs in Wilna gelebt hatte. Es war das einzige Versteck, wo er leben konnte, nachdem er der Gaskammer entronnen war. Während dieser Zeit gebar eine Frau in einem Grab ganz in der Nähe einen Sohn. Der Totengräber, in ein Leichentuch gehüllt, half bei der Geburt.

Als das Kind seinen ersten Schrei ausstieß, betete der alte Mann: »Großer Gott, hast du endlich den Messias zu uns gesandt? Denn wer anders als nur der Messias selbst könnte in einem Grab geboren werden?«



## Die Tote

Wenn du plötzlich nicht mehr da bist,  
wenn du plötzlich nicht mehr lebst,  
werde ich weiterleben.

Ich wage es nicht,  
wage es nicht zu schreiben,  
wenn du stirbst.

Ich werde weiterleben.

Denn wo ein Mensch keine Stimme hat,  
da, meine Stimme.

Wo die Schwarzen geprügelt werden,  
kann ich nicht tot sein.  
Wenn sie meine Brüder ins Gefängnis stecken,  
geh ich mit ihnen hinein.

Wenn der Sieg,  
nicht mein Sieg,  
sondern der große Sieg,  
kommt,  
muß ich, auch wenn ich stumm bin, reden:  
ich werde ihn kommen sehen,  
auch wenn ich blind bin.  
Nein, verzeih mir.

Wenn du nicht lebst,  
wenn  
du, Geliebte, meine Liebe,  
wenn du  
gestorben bist,  
fallen alle Blätter in meiner Brust,  
regnen wird's auf meine Seele Tag und Nacht,  
der Schnee wird mein Herz verbrennen,  
ich werde gehen mit Frost und Feuer  
und Tod und Schnee,  
meine Füße werden dorthin marschieren  
wollen, wo du schläfst,  
aber  
ich werde am Leben bleiben,  
weil du mich liebtest über alles, mich wolltest als  
unbezähmbar,  
und, Liebe, weil du weißt,  
daß ich nicht ein Mensch nur bin,  
sondern alle Menschen.

*Pablo Neruda*

Es bleibt etwas in der Welt, die wir verlassen werden. Und diese Welt ist uns verhaßte und geliebte Heimat, weil wir unseren Platz nicht nur in uns selbst, sondern immer auch im anderen und dem uns Umgebenden haben. Wir sind nicht nur, sondern wir sind auch das, was uns umgibt. So sind wir Individuum und Gesellschaft. Einsam und vereinzelt, aber auch verbunden und gemeinsam. Deswegen trauern wir, wenn wir verlassen und verlassen werden. Abschied ist nur möglich, weil es auch Ankunft gibt.

## Die endgültige Reise

Und ich werde gehen. Und die Vögel werden bleiben  
und singen;  
und bleiben wird mein Garten, mit seinem grünen Baum  
und seinem weißen Brunnen.

Jeden Abend wird der Himmel blau und friedlich sein  
und läuten werden, wie heute abend,  
die Glocken vom Kirchturm.

Sterben werden jene, die mich liebten;  
und das Dorf wird neu jedes Jahr;  
und in jener Ecke meines weißblühenden Gartens  
wird mein Geist heimwehtrunken umherirren . . .

*Juan R. Jimenez*

“ Gibt es ein richtiges Leben  
im falschen? Adorno hat es be-  
stritten. ”

## *Genesis ist am Ende*

*Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.*

*Ernst Bloch*

Karfreitag und Ostern – welch ein Wendepunkt, weil es ein mächtiges Bild für Abschied und Ankunft ist. Ist dieser Wendepunkt nicht auch so interpretierbar: der schmerzvolle, erniedrigte, gebeugte Mensch, der alles hinter sich läßt und abschließen muß mit dieser Welt, der dies vorher noch verhindern will.

Er will den Wendepunkt vermeiden, weil der Schmerz, der da über ihn kommen soll, zu groß für ihn sei.

Er sieht aber auch seine Jünger in ihrer Unfähigkeit zum Abschied und befiehlt ihnen, ihn nicht zu verteidigen, weil der Moment des Endes gekommen sei – nicht mehr zu leugnen.

Die Zurückbleibenden wollen es nicht wahrhaben und ihre Kämpfe scheinen über den Tod hinaus zu gehen. Aber sein Leben hat sich erfüllt.

Und Ostern: etwas Neues bricht herauf und etwas anderes, das ohne das Vorherige nicht denkbar gewesen wäre. Ein Anfang, der eher Wendepunkt ist; Beziehungen erhalten innerlich und äußerlich neue Qualitäten. Aber auch hier ein Zögern: wie kann das sein? Die Frauen und Jünger lebten noch im Gestern, und das Morgen zieht schon an ihnen vorüber. Sie brauchen Zeit, um zu begreifen, weil sie zu wenig Zeit und Verständnis für den Abschied hatten.

Wer sich nicht verabschiedet, kann auch nicht begrüßen.

## *Der lebendige Christus*

Am ersten Tag der Woche gingen die Frauen mit den wohlriechenden Salben, die sie zubereitet hatten, in aller Frühe zum Grab. Da sahen sie, daß der Stein vom Grab gewegwält war; sie gingen hinein, aber den Leichnam Jesu, des Herrn, fanden sie nicht. Während sie ratlos dastanden, traten zwei Männer in leuchtenden Gewändern zu ihnen. Die Frauen erschrakten und blickten zu Boden. Die Männer aber sagten zu ihnen: Was

sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier, sondern er ist auferstanden. Erinnert euch an das, was er euch gesagt hat, als er noch in Galiläa war: Der Menschensohn muß den Sündern ausgeliefert und gekreuzigt werden und am dritten Tag auferstehen. Da erinnerten sie sich an seine Worte. Und sie kehrten vom Grab in die Stadt zurück und berichteten alles den Elf und den anderen Jüngern. Es waren Maria Magdalene, Johanna und Maria, die Mutter der Jakobus; auch die übrigen Frauen, die bei ihnen waren, erzählten es den Aposteln. Doch die Apostel hielten das alles für Geschwätz und glaubten ihnen nicht. Petrus aber stand auf und lief zum Grab. Er beugte sich vor, sah aber nur die Leinenbinden (dort liegen). Dann ging er nach Hause, voll Verwunderung über das, was geschehen war.

Lk 24, 1-12

### Wendepunkte

Im Leben von jedermann gibt es Ereignisse, die seinem Leben neue Richtungen geben. Diese Wendepunkte machen deutlich, daß ein Lebensstil überlebt ist und ein neuer sichtbar wird. Wendepunkte sind Übergangsriten im Leben. Denk an den ersten Schultag; das Anbrechen der Jugend; die erste Arbeitsstelle; die erste sexuelle Begegnung; die Beerdigung eines nahen Verwandten; die Geburt eines Kindes; das Einsetzen der Monatsblutungen.

Wendepunkte sind Irrfahrten des Gefühls, Aufbrüche des Lebens. Sie sind Schnittpunkt und Verdichtung neuer Begegnungen, neuer Bilder, neuer Impulse; sie katalysieren, brüten neue Fülle, laden die Atmosphäre. Sie sind die Wurzeln neuer Richtungen und Selbstbildungen. Sie sind die Bildhauer unserer Körper.

Ein Schrei »So will ich nicht sterben« weckte mich aus

meinem Schlaf. Es war mein Vater. Sein Schmerz war eine Tortur, für ihn, für mich, für meine ganze Familie. Ein ständiger Begleiter der Krankheiten meines Vaters war seine Angst – daß er mit Schmerzen sterben müsse. Ich, wir würden hilflos sein, waren hilflos und würden hilflos zurückgelassen. Angst, Groll, Hilflosigkeit, Schuld, Trauer, Konfusion. Wie sterben? Voll Schmerzen? Vor seiner Zeit? Ohne gelebt zu haben.

Ich hatte mir über das Sterben alter Leute Gedanken gemacht oder über Morde, doch dies war meine erste wirkliche Begegnung mit dem Sterben, die sich in vielfältiger Weise in den nächsten Jahren wiederholte.

Diese Erfahrung war ein hervorstechendes Ereignis, ein Wendepunkt, ein Schritt in meinem Leben, der mich aus meiner Kindheit erweckte zum Beginn meines Mannseins. Ich war einfach größer, älter, weiser geworden. Das Bewußtsein der Zerbrechlichkeit meiner selbst und derer um mich und unserer Begrenztheit war geboren. Ich wußte etwas. Ich dachte anders. Ich fühlte neu. Ich mußte mich auf die Welt, die ich kannte, neu einstellen, denn sie war nicht mehr. Ich wurde ernst. Ein Schuß Melancholie kam in mein Leben.

Jahre später hatte mein Vater einen Herzanfall. Ich war bei ihm. Er bat mich, seine Hand zu halten. Das war ein weiterer Wendepunkt für mich. Ich begriff sofort sein stilles, bittendes »So will ich nicht sterben«. Ich verstand, daß mein Vater sein Leben nicht gelebt hatte, daß er krank war und starb als Ausdruck seiner ungelebten Möglichkeiten, seiner Hilflosigkeit und des Versuchs, sein Leben zu ändern.

Die Entdeckung unseres Sterbens ist ein Wendepunkt. Sterben ist wie der erste Schultag. Sterben ruft Hilflosigkeit hervor, das Unerwartete, und stellt das Bekannte in Frage. Sterben gibt neue Richtung, läßt uns neue Mächtigkeit zukommen und alte verlieren. Wir geben Handlungs- und Denkweisen auf, werden unsicher und erregt, wissen, daß etwas Gestalt gewinnt und wissen nicht, wohin es uns führt. Sterben, wie jeder Wendepunkt, ist ein Übergang, in dem wir uns dem

Unbekannten und der zunehmenden Verwobenheit neuer Seinsweisen stellen, neuer Handlungen, neuer Gedanken, neuer Gefühle. Jeder Wendepunkt bedingt den Mut zum Verlust und eine Begegnung mit dem Unbekannten. Das Unbekannte besteht aus dem, was wir nicht erkennen oder unvorhersehbar finden, und aus dem damit verbundenen Gefühl von Hilflosigkeit.

Wir neigen dazu, mit jedem Wendepunkt die Art und Weise, in der wir mit Vorangegangenen umgegangen sind, zu wiederholen und auszuweiten. Was wir am ersten Schultag lernen, legt einen Grundstein für ein Muster sozialer Interaktion, das wiederholt und verstärkt wird durch spätere Wendepunkte. Auf diese Weise werden Muster von Handeln oder Nicht-Handeln, von Gedanken und Phantasien, von ausgedrückten oder zurückgehaltenen Gefühlen wiederholt, eingepägt und fixiert. Auf diese Weise wird jeder von uns der, als den er sich kennt. Jeder von uns macht sich vertraut mit seiner Antwort auf Wandel oder Krise – mit seinen Ängsten, seinen schlummernden Gefühlen, Körperbewegungen, Spannungen, seinen Rückzügen.

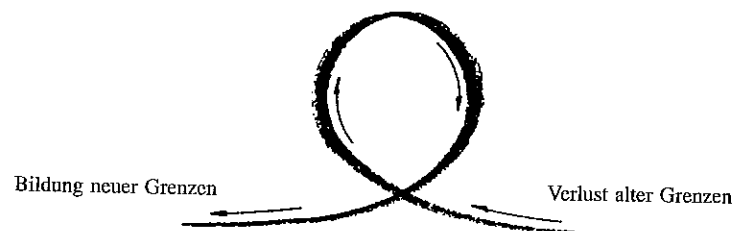
Diese Muster entwickeln sich nicht zufällig. Sie finden Form in der Weise, in der jedes Individuum die vorherrschenden sozialen Mythen interpretiert und beantwortet. Die beiden überwiegenden Mythen unserer Kultur werden um sexuelle Rollen herum geprägt. Die meisten Männer entwickeln Muster in Anlehnung an den Heldenmythos – Vorstellungen von Kraft, Konflikt, vom Kampf gegen Bedrohung und Übel. Der heilige Georg, der den Drachen erschlägt. Der Mann ist widerstandsfähig und aggressiv, zeigt nie seine Gefühle, setzt die Tradition seiner Familie fort und ist bereit, für seine Sache zu sterben, tapfer, ohne zu klagen. Von der Frau erwartet man die Entwicklung eines Musters entsprechend der Märtyrerrolle – Vorstellungen von Dienst und Opfer, ihr Leben gebend, um Mann und Kindern zu helfen, ihre Ziele zu erreichen, immer bereit, andere zu unterstützen; mit der Fähigkeit, Gefühle von Liebe und Verlust mühelos auszu-

drücken und der Erlaubnis, ihren Willen für ihre Sache sterben zu lassen; oder auf den Mann wartend, der sie errettet, immer der Preis des Siegers.

Wir lernen solche Muster schon in den Vorschuljahren. Kleine Jungen spielen Soldaten, kleine Mädchen spielen mit Puppen. Mit zunehmendem Alter entwickeln sich Variationen. Der Erfolgreiche oder Wohlhabende lebt den Mythos des Aufgeklärten. Das Leben ist, wie es sein sollte. Tod ist ein Schlag. Eine Resignation. Nimm ihn an. Der Erfolglose oder Frustrierte lebt den Mythos des Narren oder den Mythos von Morbidität und Niederlage. Das Leben ist ein übler Witz, eine Falle. Verwirf es, trotze ihm. Sterben ist sinnlos, der Tod ist die letzte Beleidigung.

Jedermann lebt seine Wendepunkte. Jedermann geht mit ihnen auf einzigartige Weise um. Beliebte allgemeine Mythen werden von persönlichen Mythen und Phantasien überlagert. Der Mythos bietet unaufdringlich jedem Menschenleben Struktur auf diesen subtilen Ebenen an, eine Struktur für den Ausdruck menschlicher Energie in Aktion, Gedanken, Gefühlen, Empfindungen und Körperhaltungen. Und Wendepunkte lösen den Ausdruck von Ärger, Schmerz, Aufregung, Verlust, Opfer, Trauer usw. aus. Indem wir gewahr werden, wie wir mit Wendepunkten umgehen, erleben wir uns selbst, entdecken wir, wie wir mit kleinem Sterben leben. Dein Sterben leben heißt, etwas über die Verwandlungen lernen, die ihren Ursprung in deinen Wendepunkten haben.

Diese Skizze zeigt die Schleife, die ich zeichne, um die mit Wendepunkten verbundene Erregungsbildung darzustellen.



Sie macht deutlich, wie Grenzen aufgegeben und wie Grenzen wieder gebildet werden.

Der absteigende Schenkel der Schleife deutet an, wo Verlust eintritt, wo neuer Raum geschaffen wird und wo wir emotionale Reaktionen auf Verlust und Raum erleben. Die aufsteigende Seite zeigt, wo neue Erregung erfahren wird, wo neue Möglichkeiten Gestalt gewinnen, wo neue Grenzen gebildet werden. Auf der absteigenden Seite werden alte Gedanken, Ideen, Gefühle, Verhaltensmuster und Verbundenheit aufgegeben. Auf der aufsteigenden Seite werden neue Gedanken, Intuitionen und Gefühle in neues Handeln verwandelt und neue Verbindungen hergestellt. Dieser Zyklus ist der energetische Prozeß, in dem die verschiedenen Stile des Sterbens und Fühlens in Handlungsweisen Form gewinnen und neue Zusammenhänge wahrgenommen werden.

Wir können das Leben beschreiben als eine Reise durch viele Schleifen der Selbstbildung, viele kleine Sterbe-Erlebnisse. Wachstum, Wandel und Reife geschehen durch Verformung des Alten und Formung des Neuen. In diesen kleinen Sterbeerlebnissen können wir lernen, unser großes Sterben zu durchleben.

Wendepunkte sind der Schmelztiegel unseres Lebens, sind die Stufen unseren Geborenwerdens und der Bildung unseres Selbst. Kein Wendepunkt, der nicht von Gefühlen des Sterbens gezeichnet wäre, keine Selbstbildung ohne Abschied und Verlust.

*Stanley Keleman*

“ Statt enden: wenden ”

### *Wo wollen die Menschen hin . . . ?*

»Guten Tag«, sagte der kleine Prinz.

»Guten Tag«, sagte der Weichensteller.

»Was machst du da?« sagte der kleine Prinz.

»Ich sortiere die Reisenden nach Tausenderpaketen«, sagte der Weichensteller. »Ich schicke die Züge, die sie fortbringen, bald nach rechts, bald nach links.«

Und ein lichterfunkelnder Schnellzug, grollend wie der Donner, machte das Weichenstellerhäuschen erzittern.

»Sie haben es sehr eilig«, sagte der kleine Prinz. »Wohin wollen sie?«

»Der Mann von der Lokomotive weiß es selbst nicht«, sagte der Weichensteller.

Und ein zweiter blitzender Schnellzug donnerte vorbei, in entgegengesetzter Richtung.

»Sie kommen schon zurück?« fragte der kleine Prinz . . .

»Das sind nicht die Gleichen«, sagte der Weichensteller. »Das wechselt.«

»Waren sie nicht zufrieden dort, wo sie waren?«

»Man ist nie zufrieden dort, wo man ist«, sagte der Weichensteller.

Und es rollte der Donner eines dritten funkelnden Schnellzuges vorbei.

»Verfolgen diese die ersten Reisenden?« fragte der kleine Prinz.

»Sie verfolgen gar nichts«, sagte der Weichensteller. »Sie schlafen da drinnen oder sie gähnen auch. Nur die Kinder drücken ihre Nasen gegen die Fensterscheiben.«

»Nur die Kinder wissen, wohin sie wollen«, sagte der kleine Prinz. »Sie wenden ihre Zeit an eine Puppe aus Stoff-Fetzen, und die Puppe wird ihnen sehr wertvoll, und wenn man sie ihnen wegnimmt, weinen sie . . .«

»Sie haben es gut«, sagte der Weichensteller.

*Antoine de Saint-Exupéry*

## Quellenverzeichnis

- 10 Aus: Ders., Liebe und Haß. R. Piper GmbH & Co. KG, München 1985  
11 *Abschied*. Aus: Duden, Bd. 7. Bibliographisches Institut AG, Mannheim  
12 Quelle wie S. 10  
16 Aus: Ders., Lebe Dein Sterben. Aus dem Amerikanischen v. W. Bunting. ISKO-Press, Hamburg 2/1982  
21 *Abschied*. Aus: Herders Konversationslexikon. Verlag Herder, Freiburg 3/1902  
24 Aus: Dies., Sämtliche Gedichte. Kösel-Verlag, München 1984  
25 Aus: Ders., Daß ich in dieser Sprache schreibe. Gesammelte Gedichte. Hrsg. v. G. Fetzner. © 1981 Carl Hanser Verlag München Wien  
26 Aus: Der Jüngste Tag. Bd. 1. Societäts Verlag, Frankfurt 1981  
27 Aus: Werke in drei Bänden. © Insel Verlag, Frankfurt am Main 1966  
28 Quelle wie S. 24  
29 Aus: Der Jüngste Tag. Bd. 5. Societäts Verlag, Frankfurt 1981  
30 Aus: Ders., Gedichte und Chansons. Copyright © 1962 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek  
32 Aus: Ders., Was denkt die Maus am Donnerstag? G. Bitter Verlag, Recklinghausen 10/1985  
33 Mit frdl. Genehmigung des Autors  
36 Aus: Ders., Geburt ohne Gewalt. Kösel-Verlag, München 3/1984  
39 *Abschied*. Aus: L. Mackensen, Deutsches Wörterbuch. Pawlak, München 10/1982  
44 Aus: Ders., Gedichte. Insel Verlag, Leipzig 1973 (TB 978)  
47 Aus: W. Bittner, Weg vom Fenster. S. Huber Verlag, Frauenfeld/Schweiz  
50 Aus: Ders., Tagträume in Berlin und anderswo. © 1972 Carl Hanser Verlag München Wien. – *Entfernung*. Aus: A. M. Textor, Sag es treffender (rororo Ratgeber und Handbuch 6031). Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek  
52 © by Fritz Perls Institut für Integrative Therapie. Düsseldorf/Main (Leitung: Dr. med. R. Heinf, Prof. Dr. H. Petzold). Originaltitel: Kranke lassen sich nicht »recyclen«  
65 Aus: Th. Wilder, Die Brücke von San Luis Rey. S. Fischer Verlag, Frankfurt 1983  
66 Aus: Ders., Über mein Gesicht gehen die Tage. Mitteldeutscher Verlag, Halle  
67 Aus: Dies., Das dreißigste Jahr. R. Piper & Co. Verlag, München 1975  
77 Aus: Ders., Der große Bauernspiegel. Süddeutscher Verlag, München 1982  
80 Mit frdl. Genehmigung des Autors  
82 Aus: E. Fromm, Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie. © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main  
86 Aus: Ders., Die neuen Leiden des jungen W. © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1976 – *Abschied*. Aus: Der große Brockhaus. F. A. Brockhaus, Wiesbaden 1977  
87 Aus: Ders., Reportage unter dem Strang geschrieben. © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1976  
88 *abschieben*. Aus: Duden, Bd. 1. Bibliographisches Institut AG, Mannheim  
91 Aus: Ders., Abschied. © 1965 by Verlags AG Die Arche, Zürich  
94 Aus: Ders., Gesamtausgabe Bd. 1. Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart  
95 Aus: Die ZEIT, Nr. 47 v. 19. 11. 1982  
99 Aus: konkret 6/84 (D. Diedrichsen)  
101 Aus: Sozial-Magazin, November 1982. J. Beltz Verlag, Weinheim  
108 Aus: Ders., Silvester mit Balzac und andere Erzählungen. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1981  
116 Aus: Ders., Gesammelte Werke Bd. 1 (1060). Copyright © by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek  
118 Aus: P. Noll, Diktate über Sterben und Tod. pendo-Verlag, Zürich 1984  
125 Aus: Dies., Fliegen lernen. Fietkau Verlag, Berlin 1979  
128 Aus: Ders., Liebesgedichte. Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt 13/1984  
130 Aus: Ders., Herz, stirb oder singe. Deutsch v. Hans Leopold Davi. © 1958 by Diogenes Verlag AG, Zürich  
132 Aus: Ders., Das Prinzip Hoffnung. © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1973  
134 Quelle wie S. 16  
139 Aus: Ders., Der Kleine Prinz. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 1956.

Hans Georg Ruhe

## Ansichten

Bilder und Texte für junge Leute  
88 Seiten. Kartoniert

Die mit diesem Buch vorgelegten Texte sind Ausdruck von Erfahrungen der Not, des Leids, der Unterdrückung, aber auch des Fortschritts und Glücks. Sie werden kombiniert mit Bildern aus dem täglichen Leben und Worten der Bibel. Das Gottesbild dieser Texte ist dogmatisch gesehen nicht ganz »orthodox«, aber immer echt. Es versteht sich als Wahrnehmung Gottes in alltäglichen Gesichtern, Gedanken und Hoffnungen.

Ein Anhang gibt methodische Anregungen und Tips, wie mit den Texten und Bildern in Jugendgruppen gearbeitet werden kann. Aus dieser Arbeit ist das Buch auch entstanden.

**Kösel-Verlag · München**